Lísa Tetzner

DER GANG INS LEBEN

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_W9-ACW-460

Lisa Tetzner

Der Gang ins Leben

Erstes bis drittes Tausend

Eugen Diederichs Verlag in Jena 1926

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.
Copyright 1926 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

Für meinen Mann

Kleine Anne — war es so schwer, Schmerzen zu haben und einsam zu sein, wenn man noch ein Kind ist, nichts von sich selber weiß, sondern allen hilflos preisgegeben ist.

Es ist schwer, sich selbst zu finden, sich wieder zu überwinden und über sich hinauszukommen. — Sei ruhig, die wenigsten können es, jedem ist es ein Kampf und du sollst nicht ungerecht sein oder scheu dich verschließen.

Es war doch auch soviel Glückseligkeit und Buntheit in diesem Leben. Es war soviel Gnade, in ihm Kind sein zu dürfen.

Vergiß das nie!

Steht nicht irgendwo im Wiesental ein Haus?

Eine einsame Fledermaus spielt um die Birke. Ein Brunnenschwengel kreischt. Eine Sense surrt. Ein Hund bellt. Eine Stimme ruft. Auf und nieder geht die Säge im Holz. Der Rauch der Herdfeuer steigt steil in die Höhe und der Abend fällt von den Bergen mit silbernem Nebel.

Was schaust du so sehnsüchtig den Wiesenpfad entlang und wartest auf das, was kommen soll?

Warte nicht.

Sei tapfer, kleine Anne, das ist das einzige, was wir dem Leben entgegensetzen können.

1

Wir sind alle durch untrennbare Bande denen verbunden, die vor uns stehen. Wir brauchen es nicht bewußt empfinden. Wir können in Stunden, wo wir unser eigenes Ich und Leben fühlen, leidenschaftlich dagegen ankämpfen, denn — das haben wir mit keinem gemeinsam, so wie jede Blume ihren Duft und jeder Vogel sein Lied. Und es gibt immer nur ein Gesetz — das in uns selbst. Das wächst stärker als jedes Gesetz, das Eltern oder Erziehung uns lehrte.

Aber der Weg zu den eigenen, inneren Gesetzen ist lang. Er führt durch viel Irrtum und Bedrängnis. Durch Zeiten des Schuldgefühles und der Einsamkeit. Denn immer strömen in uns feine Säfte des Blutes von denen, die vor uns stehen. Säfte des Blutes machen unfrei und hemmen. Aber wir wachsen organisch und haben ein Recht, den Sprung aus dem Gestern zum Morgen zu tun.

Und wenn wir dann später zurückschauen, die Zeiten sehen, die hinter uns liegen, die Menschen erblicken, die uns erzeugten und um uns standen, so erkennen wir doch, daß sie der Boden der Veranlagung gewesen sind, daß alles notwendig war, und daß wir immer nur das fortführen und vollenden, was schon in ihnen begründet lag, was sie begannen und dunkel gefühlt, lange vor uns.

Derjenige ihrer Vorfahren, der noch in Annes Leben hineinreichte, war der Urgroßvater. Es gab viele Bilder

von ihm. Großmutter ließ sie die Enkel oft ansehen. Diese Bilder waren sogar in Zeitungen.

„Ja, ja," sagte Großmutter zu ihren Enkeln. „Auf ihn dürft ihr stolz sein, wenn er auch nur ein Bauer war, stand er doch neben den Höchsten des Reiches und starb für sein Volk, dem er die Freiheit bringen wollte."

Das Wort „Freiheit" kehrte immer wieder im Leben des Urgroßvaters. In seinem Schrank lagen Stöße von Schriften: „Die Barrikaden", „Die Freiheit", „Die Revolution". Bunte Bilder mit kämpfenden Menschen waren zwischen den Seiten. Aber das alles roch schon nach Moder, war vergilbt und schien weit zurückzuliegen.

Wenn Großmutter sehr gut gelaunt war, dann durften die Kinder die silbernen Pokale besehen, alle die Ehrengeschenke, die man ihm überreicht hatte. Sie durften in den Denkschriften blättern, und Großmutter mußte von ihm erzählen.

Er war ein armer, elternloser Bauernknecht, der mit sechzehn Jahren noch nicht lesen und schreiben konnte, denn er mußte von früh bis spät harte Arbeit tun. Die Tochter seines Hofherrn aber mochte den jungen Bauernknecht gut leiden, und da sie klüger war als er, lernte sie es ihm heimlich.

Jede Woche einmal kam das Wochenblatt der nahen Stadt auf das Dorf heraus. Er lauerte dem Boten am Wegrand auf. Dann setzte er sich an den Straßenrand und studierte mühsam Zeile für Zeile. Er liebte dieses Blatt mit all den vielen Nachrichten. Wenn er am Abend unter den anderen Burschen des Dorfes saß, hatte sein Hirn schon Zeit gehabt, das Neue zu überdenken. Man fand ihn darum gelehrig und klug, und hörte auf seine Meinungen.

Einmal, als er zur Stadt fahren mußte, um für seinen Herrn Hafer zu verkaufen, war ihm ein politisches Flugblatt in die Hände gekommen, und man hatte ihn in eine politische Versammlung gelockt. Es war zur Zeit der deutschen Bürgerrevolution in den 48er Jahren. Dieser Tag wurde entscheidend für ihn. Er vertiefte sich von da an leidenschaftlich in die freiheitlichen Ideen dieser Zeit. Er verschaffte sich aus der Stadt Bücher und Zeitschriften und hat hinter dem Pfluge gehend gelesen und gelernt. Als er dann unerwartet, nach einer öffentlichen Rede, zum Vorsitzenden der damals neugegründeten freiheitlichen Volkspartei gewählt wurde, da entschloß sich auch sein Hofherr, ihm die Tochter zur Frau zu geben und ihn zum Erben einzusetzen.

So kam es, daß er Hofherr wurde. Und er wurde noch mehr. Er wurde Vorsteher und Gemeinderat des Dorfes. Später machte er die Straßenkämpfe der Revolution mit und stand auf den Barrikaden, bis er als Abgeordneter des Volkes in den Landtag und den Norddeutschen Bund gewählt wurde.

Kehrte er dann aus all den politischen Wirren auf sein Dorf heim und hatte er den Abgeordnetenrock ausgezogen, so ging er nach wie vor seinen Acker pflügen und tat die Arbeit des Landmannes mit.

Einmal — erzählte die Großmutter, sei der oberste Staatsminister bei seiner Rundreise durchs Land auch zu einer Besprechung zu ihm gekommen. Der Urahn aber hatte notwendig seine Felder düngen müssen, da einige seiner Knechte erkrankt waren, und als die Magd gelaufen kam, um dem Herrn den hohen Besuch zu melden, so habe der Urahn ihr gesagt: Er habe jetzt keine Zeit für Exzellenz, es sei denn, er bemühe sich zu

ihm mit seinen Staatsgeschäften. Und Exzellenz ist wirklich zu ihm gekommen und im feierlich schwarzen Rock mit ihm Furche auf und Furche ab geschritten.

Manch' fröhliche und ernste Geschichte erzählte die Großmutter den Enkeln von diesem Urahn. Und ihr größter Stolz war, daß er der schlichte, arbeitsame Bauer geblieben war, bis er starb, starb an den Folgen einer Erkältung, die er sich im Norddeutschen Bund bei einer Besprechung über die Religionskämpfe zugezogen hatte.

„Die Überzeugung ist das einzige, was nicht geopfert werden darf. Denn sie ist nicht etwas, was des Kaisers oder der Kirche, sondern sie ist etwas, was Gottes ist."

Das war das letzte Wort, das er in der Öffentlichkeit gesprochen hatte und das unter seiner Todeskunde und unter seinen Bildern stand.

Und wenn Großmutter von ihm erzählte, sagte sie: „Ja, ja, die Überzeugung, sie ist das Höchste." Und dann sagte sie weiter, sein mutiges, freiheitliches Leben sei für jeden Enkel Verantwortung, auch etwas in der Welt zu bedeuten, um seiner wert zu werden.

Aber auch Großmutters Leben schien etwas von dieser Verantwortung zu haben. Und sie war mehr noch als der Urahn für Anne ein Vorbild, dem nachzustreben ihr gut erschien. Sie stand nicht mehr wie Vater oder Mutter mitten im Leben und hatte ein Recht zu strafen und zu erziehen, sondern sie war nur da um ihrer Liebe und Güte willen.

Sie erzählte, genau wie von dem Urahn auch von sich. Oder die Mutter sprach davon.

Was für eine Jugend hatte diese Großmutter gehabt. Was mußten das für glückliche Zeiten gewesen sein.

Keine richtige Schule, sondern einen Lehrer, der halb taub und nur im Winter lehrte, weil er im Sommer Felder bestellen mußte. Sie konnten während der Stunde aus dem Fenster springen und im Bache krebsen gehen. Puppen machten sie sich aus Kartoffeln. Und in den Ställen und auf dem Speicher spielten sie mit Mäusen, jungen Kaninchen, Kälbern und Ferkeln.

Und was war aus ihr geworden.

Sie sollte die schönste und stattlichste Bauerntochter im Dorfe gewesen sein, und da sie auch reich und angesehen war, seien gar viele Freier gekommen. Aber sie war eine Stolze und Närrische, so erzählten die alten Tanten, die sie schon in jener Zeit gekannt hatten.

Wenn das die Großmutter hörte, so sagte sie nur: „Mir ist eben keiner von ihnen lieb gewesen." Und so muß es auch gewesen sein, denn dann später ist es mit der Großmutter so ganz anders gekommen, als man erwarten konnte.

Eines Tages ist sie mit Freundinnen bei der Kartenschlägerin gewesen. „Lina," hatte die Alte gesagt, „in Euren Karten liegt ein Soldat, mit dem Ihr Liebschaft anfangt und den Ihr auch heiraten werdet."

Zu jener Zeit war ein Soldat etwas sehr Untergeordnetes. Die Reichen konnten sich loskaufen. Sie aber sagte nur: „Na, warum soll's kein Soldat sein, wenn er nur das Herz auf dem rechten Fleck hat." Darauf hätten sie alle herzlich gelacht und weiter nicht daran gedacht.

Bald hernach ist im Dorf das Kirchweihfest gewesen. Der Lina hat's keine Ruh gelassen, sie ist am Abend mit den Freundinnen und Mägden zum Tanz gegangen. Auf dem Tanzboden ist ein junger Trainsoldat gewesen,

der durch seine hohe und schlanke Gestalt und durch seinen blonden Schnauzbart alle Burschen des Dorfes ausgestochen hat. Es ist auch kein Einheimischer gewesen, sondern ein Fremder, der nur für einige Tage im Dorf in Quartier lag. Ihn und die Lina hat es sofort zueinander gezogen, und der Fremde hat fast jeden Tanz mit ihr getanzt.

„Und" — dabei lachte die Großmutter noch als alte Frau ganz verschmitzt, wenn sie davon erzählte. „Die andern hat's geärgert, daß der schöne Fremde nur Augen für mich gehabt hat."

Später sind sie durch die nächtlichen Felder und Wiesen miteinander heimgegangen. Und da hat ihr der Fremde erzählt, daß er weder Vater noch Mutter hätte und bei seinem Oheim in einer Mühle groß geworden ist. Derweil aber die Vettern das Lebenschön machten, hätte er die harte Arbeit tun sollen. Als dann die Soldatenzeit kam, hätte ihn der Oheim loskaufen wollen, aber ihm sei es gerade recht gewesen, von der Sippschaft fortzukommen. Und nun wollte er in die weite Welt gehen und noch manch gutes Handwerk lernen.

Zu dem „In-die-weite-Welt-gehen" ist er nicht mehr gekommen, denn als er und die Lina ein paarmal miteinander gegangen sind, sind sie Liebesleute geworden, und er hat nicht mehr weit von ihr fortgewollt.

Der Urahne aber hat nichts von der Sache wissen wollen. Als ihm die Großmutter ihre Liebe gestand, hat er sie angefahren, aus der Sache könnte nichts werden, sie solle sich das fremde hergelaufene Soldatenmannsbild aus dem Kopf schlagen.

Was sie aber einmal wollte, ging nicht wieder aus ihrem Kopf, und ihr Liebster ließ auch nicht von ihr.

Zur selben Zeit war vor dem Stadttor der nahen Stadt eine kleine Schankwirtschaft und Schnapsbrennerei zu verkaufen. Die erstand der Fremde von seinem elterlichen Erbteil. Er begann sie vorzurichten und sich ins Handwerk einzuleben. Und als dann alles bereit war, ist er eines Abends wieder im Dorf erschienen und hat sich bei der Großmutter gemeldet. Sie ist nach Feierabend nochmals zum Vater und hat ihm kurz und klar gesagt: Sie tät auf Haus und Hof und auf ihr Erbe verzichten und wollte nur ihren Schatz, der unten stände und ob er kommen dürfte.

Als nun der Urahn immer noch nicht wollte, ist sie kurz entschlossen in ihre Kammer und hat das Nötigste zusammengepackt. Dann ist sie in der Dämmerung hinaus ins Kornfeld, wo ihr Liebster auf sie wartete. — Wenn er sie so mag, wie sie da ist, könnte sie jetzt mit ihm gehen. Aber geschwind müßt es gehen, eh sie im Dorf etwas merkten. Wenn sie in der Stadt sei, würde der Vater sehen, wie ernst es ihr gewesen.

Ihr Liebster hat es recht so gefunden und ist mit ihr in der Nacht auf und davon.

„Und dann," erzählte die Großmutter immer und lächelte vergnügt, „als wir in dem kleinen Haus am Stadttor ankamen, hat mir der Mann alle Kammern und Stuben und den Schanktisch gezeigt. Da, hat er gesagt, das soll nun dein sein, und du sollst hinter dem Schanktisch stehen und den Gästen einschenken."

Nach einigen Tagen hat der Vater, Annes Urahn, die Tanten und Schwäger auf Kundschaft nach der Lina geschickt. — An einem Vormittag ist es gewesen, als sie gerade in der Wirtsstube geschafft hat und er unten im Keller bei den Fässern war.

Wie sie all' die lieben Heimatgesichter sah, hat sie sich gefreut. Sie hat ihnen die Taschen und Körbe mit dem Mitgebrachten abgenommen und in ihrer Freude die Verwandten durch das ganze Haus geführt, durch all die Stuben und Kammern.

Durch das Geschwätz und den Lärm aufmerksam geworden, kam nun auch ihr Liebster aus dem Keller, um nachzusehen was es gäbe. Wie er aber die ganze Bauernverwandtschaft erblickt, die ihn so abweisend verschmäht hatte, steigt der Zorn in ihm auf. Mit Donner und Doria fährt er unter die Anverwandten. Sie hätten nicht spionierend hier herumzuschnüffeln. Sie sollten heimgehen zu ihrem Mist und Vieh. Dann hat er einen nach dem andern beim Rockschoß gepackt und sie samt ihrem Huckepack, Butter, Speck und Eiern, vor die Türe gesetzt. Er könne die Lina auch ohne sie satt machen. Sie hätten ja vorher nicht nach ihm gefragt.

„Ach," erzählte die Großmutter, „ich stand zitternd in einer Ecke und hatte schließlich keinen andern Wunsch als den, er möchte mich doch auch mit rausfetzen, damit ich heimgehen könnte in mein Dorf, denn so erzürnt hatte ich ihn noch nie gesehn. Wie er aber nun zuletzt vor mir stehenblieb, da sah er mich so groß und traurig an und sagte ganz kurz und rauh: „Wie ist das nun mit dir, steckst du mit denen unter einer Decke, dann geh nur mit, oder bleibst du bei mir?"

Die Großmutter ist bei ihm geblieben.

Der Urahn aber hat erkannt, daß hier die Liebe auch eine Überzeugung war und am nächsten Tag hat er seinen Pflug beiseite gestellt, sich seine Abgeordnetenkleider angezogen und ist durch die Felder zur nahen Stadt. Wie die Lina den Vater plötzlich in die Stube treten sieht,

und sieht wie er sich mit fröhlich verschmitztem Gesicht darin umschaut und nach ihr sucht, da wußte sie gleich, daß jetzt alles gut war.

Drei Tage lang haben sie dann Hochzeit gefeiert. Sie wußte nicht, wieviel Kälber geschlachtet wurden, wieviel Scheffel Mehl verbacken. Das halbe Dorf war eingeladen und jeder hat einen Topf für die Reste mitbringen müssen. Im Wochenblatt der Stadt stand bald darauf eine große Anzeige mit vier schwarzgemalten Händen, die die Eröffnung des neuen Lokales vorm Jakobitor pries.

Es hat sich bald herumgesprochen, daß der Wirt vorm Jakobitor einen gar guten Wein kelterte und einen guten Likör braute, und daß er vor allem eine schöne junge Frau mit hellem, fröhlichem Verstande hätte.

Nach und nach ist der Verkehr immer größer geworden. Und als die Stadtleute merkten, daß der Mann auch ein kluger und erfahrener Mann war, wurde es bald Sitte, daß die Bürger der Stadt nach Feierabend noch ein Stündlein zum Melchior Seidel vors Jakobitor gingen, nicht nur um den Likör und Wein zu kosten, sondern um sich mit ihm über Politik und Geschäfte zu beraten.

Oft kam auch die Frau auf ein Stündlein dazu. Die jungen Burschen aber schwärmten gar bald für diese stattliche, lebenskluge Frau. Sie kamen öfter als es ihren Arbeiten gut war.

Vor allem aber war unter ihnen ein junger, zu jener Zeit sehr geschätzter Dichter. Zwischen ihm und der Frau Lina entspann sich bald ein reger Gedichtverkehr.

Was fand doch Anne später in Großmutters Schrein für seltsam vergilbte altmodische Briefe und zusammengefaltete Zettel mit Siegeln versehen!

Sinnige Morgen und Abendgrüße „An Lina" stand in schwungvoll gemalten Buchstaben auf den Zetteln. Aus ihnen erfuhr man, was Großmutter für Kleider und Bänder getragen, was für Speisen sie gekocht. In diesen Versen lebten die Wald- und Mondscheinpartien, die Schach- und Halmaspiele an den langen Winterabenden. Dazwischen fanden sich ebenso vergilbte Zettel der Gattin jenes Dichters, die diese Freundschaft benutzte, um aus Großmutters Küche Butter und Eier zu erbetteln. Es war so ein absonderlicher, altmodischer Stil, der da zu lesen stand.

„An die verehrte Madam Seidel, Dürfte ich die bescheidene Anfrage ergehen lassen, ob Madam Seidel, eigentlich Nixe oder Meerwunder, wie in den Gedichten des ehelichen Gemahls zu lesen, uns sündhaften Menschen ein Stück frischer Butter morgen ablassen könnte. Es werden heute die ersten Kartoffeln verspeist und solch ein Gericht ist ein Butterdieb. Meine Schulden hoffe ich am Abend persönlich entrichten zu können. Ob die brasilianischen Kartoffeln, denn sie sehen aus wie Nüsse so lieblich, meinem Herrn Gemahl schmecken werden. Das Stück zwei Pfennige!!!!! Denken Sie nur, es ist wirklich ein Göttermahl, aber für einen Dichter ist nichts zu kostbar, n'est pas, Madam?"

Indessen aber verbrachte der Herr Gemahl die Morgenstunden in der Wirtsstube bei Großvaters Likören.

Da Großmutter aber eine klare und besonnene Frau war, die zupacken konnte, wo es Not tat, so holte sie meist den Herrn Dichter aus der Wirtsstube heraus ins Wohnzimmer. Dort hieß sie ihn an den Schreibtisch sitzen, gab ihm Tinte, Feder und Papier. Dann schloß sie die Stube ab und ging wieder hinter ihren Wirtstisch.

Besann sie sich dann nach einiger Zeit auf ihren eingeschlossenen Dichter und ging ihn zu befreien, dann lagen wohl auch schön geschriebene Seiten auf dem Tisch, sah sie aber näher hin, da war es wiederum nur ein Sonnett an sie.

Viele Künstler und solche, die es sein wollten, gingen bei ihr ein und aus und holten sich Trost und Rat bei ihr. Es kam vor, daß wochenlang irgendein verhungertes Schauspielerehepaar vom kleinen Stadttheater bei ihr zu Tisch saß und sich aus ihrer Vorratskammer Nahrung holte. „Manchmal haben sie mich auch betrogen," pflegte Großmutter dann zu sagen, aber sie lachte. „War das vielleicht schlimm? Sie wurden doch immer dick und rund dabei."

Sie, die in keine Schule gegangen war, die auf ihrem Dorfe nie von Kunst und Literatur gehört hatte, die als reife Frau zum erstenmal in einem Theater saß, lebte sich nun mit solcher Stärke in jene neue Welt ein, daß sie der öffentliche Berichterstatter und Kritiker der städtischen Zeitung wurde und allabendlich ihren festen Platz im Theater hatte. So wie ihr Vater einst hinter dem Pfluge ging und lernte und las, so saß sie hinter ihrem Wirtstisch und vertiefte sich in alle Kunsterscheinungen, in alle sozialen Fragen der Zeit. Sie war es, die die ersten sozialen Einrichtungen ins Leben rief und sich an deren Spitze stellte.

Der Melchior aber war auch nicht müßig und kümmerte sich neben seinem Likör um das Wohl der Bürger. — Und eines Tages beschlossen diese in einer geheimen Sitzung einstimmig, ihn, ob seines klugen und einsichtsvollen Rates und klugen Verstandes, zum Stadtrat zu wählen. Mit Zylinderhut und Gehrock

zogen sie vor das Jakobitor, um es ihm anzutragen. Die Großmutter stand gerade im Wirtszimmer und schlug die Hände zusammen, als sie den feierlichen Aufzug sah.

„Heilige Maria, wem habt denn ihr begraben?" fragte sie erstaunt.

„Bring' sie uns lieber einen guten Likör, Frau Lina, es gibt eine Ehrung für Euch."

Der Großvater kam mit hochgekrempelten Ärmeln gerade von seinen Fässern aus dem Keller. Und da wurde er Stadtrat und die Großmutter die Frau Stadträtin.

All das erzählte sie den Enkeln oft, und diese liebten sie und bewunderten sie zugleich um all dessen willen, denn es erschien ihnen besonders und bedeutend.

Und das war die Welt, aus der Annes Mutter gekommen war, aus der sie die ganze große Beschwingtheit mitgebracht hatte, dieses Erfülltsein von all den Dingen des Lebens und doch zugleich die ganze Zerrissenheit und Unstetheit, die sie so unglücklich machte.

Anders stand die Welt dagegen, aus der der Vater kam. Engbegrenzte und zufriedene Welt des Kleinbürgertums, der Stammtische und Skatabende, der Kaffeekränzchen und Nachbarvisiten. Da war nichts, was flog und schwang, da löste ein Tag ruhig und gleichmäßig den andern ab. Da ging nichts ins Ungewöhnliche.

Der Großvater war Schuster. In der Jugend war er als Handwerksbursche lange auf der Wanderschaft gewesen, war durch Holland, Frankreich, Italien und die Schweiz gezogen und hatte sich dann in einer kleinen mitteldeutschen Fabrikstadt selbständig gemacht. Seine Frau, die Großmutter, war die jüngste von zehn Bau-

erntöchtern, und sie war von ihrem Vater an einem Skatabend für ihn zur Frau ausersehen worden. „Ei, ei," sagte sie später oft verwundert über die neue Zeit, „bei uns konnte man nicht selber wählen. Da kam der Vater und sagte: „Theres, weißt du, der und der interessiert sich für dich, das ist der Sohn eines Geschäftsfreundes von mir, den nimmst du. Ich habe schon alles mit ihm ausgemacht."

Und sie hatte ihn genommen, und sie hielt es für eine Ehre, die Frau Meisterin in einer Stadt zu sein, in einer kleinen Gasse zu leben, zwischen Leder und Schuhen, die die Nachbarn über den Hof durch die kleine, schmale Tür hereinbrachten, um sie dem Meister zu übergeben.

Bei dem Auf-und-zu der Werkstattür, dem Rattern der Flickmaschine, dem Klopfen des Gesellen, spielte sich ihr zufriedenes Dasein ab. Sie hatte ihr gutes Essen, ihren ruhigen Mittagsschlaf. Sie machten vergnügliche Sonntagsausflüge mit Stammtischbrüdern und Kaffeeschwestern und freuten sich über wachsendes Ansehen und wachsenden Wohlstand. Wünsche und Gedanken aber liefen kaum heraus über das Abendblatt der Stadt und eine wöchentliche Familienzeitschrift mit der erwarteten Romanfortsetzung.

Bekam der Großvater aber, das war ihm von seiner Wanderschaft her geblieben, Sehnsucht nach der Welt, so nahm er schmunzelnd einen Teil aus der Sparkasse und reiste mit Frau und Kindern in die Nachbarschaft, von welcher Reise dann die Großmutter nicht ohne Stolz zurückkehrte und den staunenden Nachbarn erzählte. Diese Reise hob sie über die Nachbarn hinaus und schien etwas Besonderes zu jener Zeit.

Ja, dieser Schein der Besonderheit wuchs, als der

Schuhmachermeister gar seinen ältesten Sohn studieren ließ und dieser, als bester Schüler von der hohen Schule entlassen, mit Stipendien und öffentlichen Segenswünschen die Universität bezog.

Die Seidelsche Welt, in die ihn sein Schicksal führte, blieb gerade dieser Großmutter immer unverständlich. Diese Großmutter, die Tag für Tag zufrieden an ihrem Fenster saß und in den kleinen Spiegel spähte, der draußen an dem Fenster hing, die jeden neuen Hut kannte, der diese Straße entlang getragen wurde, diese Großmutter mit dem allsonntäglichen Kirchgang.

„Du," sagte sie zur Großmutter Seidel, „willst ein Christenmensch sein. Ja, was soll denn der Pfarrer denken, wenn er dich nie in der Kirche sieht."

Und wenn jene dann lachend erklärte, „wie kann er mich vermissen, wenn er mich niemals sieht," dann hob sie den knochendürren Finger warnend in die Höhe und sagte ihr ständiges „Ei, ei, ei, das ist ne Sünd."

Am meisten schalt sie aber über die große Freizügigkeit und Freigebigkeit im Hause der Seidels.

„Wohltun ist gut, das muß der Christenmensch, aber allzu gut ist liederlich." Dabei saß sie zusammengesunken in dem hohen steifen Stuhl der Großmutter Seidel, ihr Kopf nickte hin und her. Fröstelnd und befremdet verließ sie das Haus wie sie gekommen. „Bei euch ist es mir zu heidnisch. Aber ich will für euch mitbeten."

Und sie ging, sorgenvoll und bekümmert um das Schicksal ihres Sohnes, zurück in ihre eigne Welt in das Zimmer über der Werkstatt mit dem kleinen und vergnüglichen Spion aus Glas, der ihr alles im Spiegel zeigte, was sie sehen wollte von ihrem ruhigen Fenster aus.

2

Als Anne geboren wurde, nahm sie als erste die Großmutter Seidel in den Arm. Mit ihrem festen, sicheren Gang schritt sie in dem Zimmer auf und ab und lächelte. „Das Kind soll Anne heißen," sagte sie, „ganz schlicht und klar Anne."

Die Mutter hatte noch nicht an einen Namen gedacht. Die Geburt hatte sie überrascht. Sie hatte neun Monde das kleine, schreiende Menschenwesen, es war dieselbe dünne, krähende Stimme, die sie von den Buben her kannte, ganz als ihr Eigentum in sich verschlossen gehabt. Es war eins gewesen mit ihrem Leben, und nun wußte sie wieder, es war ein Leben für sich geworden. Sie hatte es verloren und mit jedem Tag würde sie das mehr spüren.

Die Großmutter wiegte noch immer das Bündel und lachte. „Anne" summte sie. Aber die Mutter dachte jetzt, sie wollte es Renate Therese nennen. Renate, die Wiedergeborene. Denn es war doch ihre Tochter, aus ihrem Sein und Blut wiedergeboren, und darum würde sie werden wie sie es sich gewünscht hatte. Sie dachte und wollte so viel von dieser Tochter. Und sie war in der Stunde sehr glücklich eine Tochter zu haben.

Die Großmutter trat an ihr Bett.

„Anne, hör' nur wie gut und klar das klingt. Was sagst du, Renate, die wiedergeborene. Nein, nein, das ist nicht gut."

Als der Vater zum Zimmer hereintrat, hielt sie ihm das

Kind entgegen: „Du haſt eine Tochter, und ich meine, ihr ſollt ſie Anne nennen.“

Sie wurde Anne genannt, Anne Thereſe, damit war man der Mutter und zugleich der Großmutter gerecht geworden. Die Mutter hatte auf Renate verzichten müſſen. Später wurde es jedoch ſo, daß die Großmutter zu ihr ſtets Anne ſagte, der Vater ſich dem der Kürze halber anſchloß, und nur die Mutter dabei blieb, das Kind Thereſe, Thereſ', Reſle oder Reſi zu rufen, bis ſich das Kind ſelber eines Tages aus innerem Widerſtand gegen dieſe willkürliche Unregelmäßigkeit wehrte und entſchloſſen erklärte: „Ich bin nicht Thereſe, ich bin Anne.“

Damit hatte die Großmutter den Sieg davongetragen und der Name Thereſe blieb nur bei ganz ernſten Auseinanderſetzungen von ſeiten der Mutter, als Mahnruf und Appell: „aber Thereſe“ blieb auf Taufſcheinen und Patenbriefen, und manchmal ſtand ſpäter noch über feierlichen Geburtstagsbriefen: „Meine liebe Anne Thereſe.“

Anne war in all das hineingekommen und wußte nicht wie. Sie war auf einmal mitten darin, wuchs immer tiefer hinein und nahm von den Dingen um ſich Beſitz und Kenntnis mit einer Selbſtverſtändlichkeit, der nichts verwunderlich erſchien.

Das erſte, was ſie als Eigentum in dieſer Welt erfaßte, waren ihre Puppen. Das war die Welt, in der ſie ſich auslebte, und ſie waren ihr nichts Totes, ſondern Weſen, an deren inneres Leben ſie feſt glaubte. Kam nicht nachts die Puppenfee, von der im Bilderbuch geſprochen wurde, zu ihnen, um ihre Klagen entgegenzunehmen? Jeden Abend verſuchte ſie aufs

neue aufzubleiben, um ihr zu begegnen, aber immer war sie eingeschlafen, ohne am Morgen eine Erinnerung an die Nacht zu haben.

Eines Tages, als Anne schon etwas fester auf ihren Beinen stand, hatte Großmutter ihr erzählt, daß Gott den Menschen das Leben eingeblasen habe, weil er sie liebte. — Liebe gibt Leben, hatte Großmutter gesagt.

Liebe, das war das, was man für Vater und Mutter, Großmutter, die Brüder und für seine Spielsachen empfand. — Sie war sich dessen nicht durch Gedankengänge oder Überlegungen bewußt, sondern sie wußte es, weil es mit ihr geboren war, sie fühlte es, ohne es zu benennen.

Nachdenklich schlich sie um ihren Puppenwinkel, strich scheu und zaghaft über die leblosen Gesichter, und ging zur Großmutter zurück.

„Und dann Großmutter, konnten sie sprechen und gehen?"

„Wer? —"

„Nun, die Menschen."

Großmutter besann sich, sie hatte ja soviel anderes zu denken.

„Na, als doch der liebe Gott blies."

„Ja," sagte Großmutter, „ja," und sie blies ihr lachend um die Nase.

An diesem Abend kletterte Anne, als Mutter hinter der Tür verschwunden war, aus ihrem Kinderbett, beugte sich über die leblosen Körper ihrer Puppen, blies wieder und wieder in ihre Porzellannasen und sah erwartungsvoll in die stummbleibenden Gesichter, bis sie es vor Übermüdung aufgab und verstand, daß sie kein Gott war, auch nicht, wenn sie liebte.

Neben den Puppen gab es noch die Hühner, Hunde und Katzen, die auf der Straße und vor allem in Großmutters Garten einherliefen.

Die Hühner waren etwas sehr Gewichtiges, denen Anne möglichst auswich. Es war so beängstigend, wenn sie hochflatterten, oder sie von unten herauf mit den kleinen, sonderbaren Augen anblinzelten, und dann gar mit den Flügeln zu schlagen begannen. Darum machte sie lieber große Bogen um ihre Ansammlungen, oder wagte es nur aus der Ferne, sie demütig und ergeben zu bitten, weg zu gehen, wenn sie vorüber wollte. — Die Katze, das war etwas anderes, die konnte sie mit den kleinen, rundlichen Fingern hin und her wälzen, konnte sie damit umfassen, konnte sie in die Puppenbetten stecken, oder abends mit unter die Bettdecke nehmen. Kroch sie dann zu ihr in die Dunkelheit, so sah sie die gelblichen Augen stark hervorschimmern, hörte ihr leises Schnurren kribbelnd im Ohr und stellte sich vor, sie wäre in der Arche Noahs, und um sie brandete die Sintflut, die gräßlich und schauerlich war, und vor der sie immer Angst hatte, sobald ein etwas längerer Regen herniederkam. — Freilich, es gab noch einen Regenbogen als Zeichen von Gottes Gnade. Anne war immer für eine Zeit furchtloser, sobald sie ihn gesehen hatte. Doch die Angst kam stets zurück. Und sie kroch unter die Bettdecke, um es nicht hören zu müssen, wenn es in der Nacht an die Fenster regnete, ja, sie überschlug alle ihre Sünden in Gedanken, ob sie dazu beigetragen hatte, ein neues Unheil über die Welt zu bringen.

Der Kreis der ersten Jahre ist klein. Bei Anne war er reich ohne schwere Konflikte, ohne Denken und Wissen. Wissen wir, so wissen wir nur im Instinkt,

denken wir, so sind wir uns dessen nicht bewußt. Fragen wir, so fragen wir nur nach dem „und dann"? Und jedes Warum, das aufsteigt, beruhigt sich rasch unter der Antwort, die ihm gegeben wird, weil immer einer da ist, der eine Antwort findet, an die wir ohne zu zweifeln glauben.

Das erste, was Anne deutlich ins Bewußtsein drang, sie mit der Welt in Konflikt brachte und ihr zu denken gab, war, daß Mutter sagte: „Das Kind soll keinen eigenen Willen haben."

Dann war etwas geschehen. Das, was geschah, wußte sie später nicht mehr. Sie hatte anders gewollt als Mutter, und sie hatte ihren Willen gezeigt und versucht ihn zu erreichen. Dafür wurde sie bestraft, wurde in die Ecke gestellt und sollte solange stehen bis sie nachgab und Vater und Mutter um Verzeihung bat.

Jedoch schon dunkel empfand sie, ihr war Unrecht getan worden. Und dann entstand ein Widerstand in ihr, der war stark und undurchdringlich. Was war überhaupt um Verzeihung bitten? Es nur nachsagen, das ging ihr nicht über die Lippen und von sich aus hatte sie nicht begriffen, was Schuld und was Vergebung war.

Sie stand sehr lange dort, zog mit ihren kleinen Fingern das Muster der Tapete nach und spielte mit der Unterlippe. Dann begann sie in dem Papierkorb zu wühlen, der neben ihr stand, und geriet in innerliche Beglückung, wenn sie zerrissene Postkarten oder Umschläge mit alten Marken in ihm fand. Darüber vergaß sie den eigentlichen Zweck ihres Aufenthaltes. Bis dann Mutter wiederkam und die Frage: „Willst du nun noch nicht um Verzeihung bitten," an ihr Ohr klang.

Aber Mutters Stimme hatte noch immer dieses leise

zürnende Grollen, was ihr wieder Furcht machte, und vor dem alles andere versank. Nein, dieser Mutter gegenüber blieb sie machtlos und zugeschlossen. Ihre Stimme, ihr hastiges Auf- und Abgehen und ihr Blick erschreckten.

„Geh in die Küche," sagte Mutter streng und hart, „ich will dich nicht eher sehen, als bis du um Verzeihung bittest."

Und während Anne mit gesenktem Kopf und ruckartigen Schulterbewegungen, die bei allen Verlegenheiten ihres Lebens hervortraten, hinausging, sagte Mutter zum Vater, ihre Hände zitterten erregt: „Dieses Kind, so ein Eigensinn."

Anne hockte in der Küche und spielte zwischen den Töpfen herum. Sie kam sich aber in diesem Raum plötzlich so verlassen vor, und diese Verlassenheit machte sie schwach und nachgiebig, denn wenn Mutter es nun wieder versuchte, so sprach sie mechanisch die Worte nach, die von ihr verlangt wurden. Sie empfand aber körperliches Unbehagen und Widerwillen und war mit Unlust erfüllt, obgleich sie sich diese Vorgänge nicht erklären konnte.

Die Mutter war für Anne immer das, mit dem sie nie fertig wurde. Es war etwas ganz Unberechenbares, Widerspruchsvolles und doch auch wieder Bewunderungswürdiges. O sicher, keiner hatte eine solche Mutter wie Anne und ihre Brüder. Nur daran zu denken, wenn sie mit ihnen auf Jahrmärkte und Vogelschießen ging, und keine Bude versäumte von der Riesendame bis zum Flohzirkus. Sie fuhr mit ihnen auf der Altweibermühle, auf der Berg- und Talbahn, mit jener

Ausdauer, die bei ihnen Jubel und bei andern Kindern Neid hervorrief.

Dann gab es auch die Bänkelsänger und das Kasperletheater, vor denen Mutter in der großen, staubigen Sonnenhitze des Festplatzes zum Entsetzen anderer Mütter wieder und wieder stehen konnte. Mutter lachte am lautesten, und sie hob dabei zwei Kinder auf einmal in die Höhe, und sie rief so flink und klar wie die andern ihr „Ja" auf Kaspersfrage. „Seid ihr alle da?"

Untragbare Tüten Pfefferkuchen und Zuckerles kaufte Mutter dann ein. Mutter hatte nie genug. Die Kinder waren längst schon müde, und die Sohlen brannten ihnen vom vielen Laufen, aber Mutter fand immer noch eine Bude, in der es etwas zu sehen gab.

Spät am Abend kamen sie dann heim. Vater saß schon hinter seiner Zeitung am gedeckten Abendbrottisch, und während Mutter gar nicht erwarten konnte, all die Neuigkeiten, die sie erlebt hatte, zu erzählen, und sie und die Kinder alle durcheinander sprachen, sagte er nur: „So, so, großartig," schlug die Hände zusammen oder versuchte neugierig in die Riesentüten zu sehen, und einen oder den andern Pfefferkuchen zu versuchen.

Dann wurden die Mädchen hereingerufen, die Mutter fing an zu verschenken. Jeder bekam einen verschwenderischen Berg. Aber noch während sie alles austeilte, besann sie sich auf das viele Geld, was das Zeug gekostet hatte, sie holte sich einen Teil wieder zusammen und schloß ihn in den Spind.

„Nein," sagte sie, „nein. Was tu ich denn? Das muß ja noch bis Weihnacht langen. Wir müssen doch sparen, sparen."

Mutter konnte verzweifelt das Ausgabenbuch nach-

rechnen, ein langes, schwarzes Buch, vor dem sie den Kopf in die Hände stützte und Kopfschmerzen bekam, weil sie nie eine richtige Endsumme fand, aber da trat Vater ein, groß, sicher und lächelnd: „Komm, laß mich das machen."

Dann fand Mutter, daß der Haushalt zu viel Geld koste. Sie wurde ganz verwirrt und bekam Angst, daß es nicht reichen könnte. Sie ging dabei immer auf und ab und sagte:

„Mann, die verschwenden geradezu. Man müßte doch besser alles selber einkaufen. Meinst du nicht, daß ich das tun sollte? Jeden Tag schreiben sie Salz auf, und dann so häufig Zimt und Petersilie. Lauter Kleinigkeiten, die sich häufen." — Ja, gerade diese Dinge waren es, die Mutter am meisten auffielen.

Dann wurden die Mädchen hereingerufen und bekamen Verhaltungsmaßnahmen. Eine Weile sah Mutter nach allem und ging selber einkaufen. Dabei brachte sie allerhand Maschinen und Messer mit heim, die so sparsam sein sollten. Birnenschälmaschinen, Kartoffelschäler und Eierzerschneider, die von der Köchin aber bald mit Mißachtung beiseite gelegt wurden, in irgendeinem Winkel verschwanden und rosteten.

Oder Mutter brachte aus Ausverkäufen plötzlich einen Berg Wäsche, Kleider und Stoffe mit.

„Mann," rief sie dann und holte ihn eilig herbei. „Denke dir nur wie billig das alles ist."

„Brauchen wir es?" fragte Vater ruhig.

„Brauchen?" Mutter sah ihn erstaunt an. „Ja natürlich kann ich alles gebrauchen, und außerdem muß man doch Vorrat haben."

Vater befühlte pflichtgemäß alle Dinge, dann lächelte

er zustimmend, während die Kinder es wundervoll fanden, wenn sich um Mutter so ein ganzes Warenlager baute.

Noch etwas hatte Mutter allen andern Müttern der Stadt voraus. Sie kannte alle die Schauspieler vom Theater, die in der Stadt verehrt und gefeiert wurden. Sie kamen zu ihr ins Haus, nannten sich Du mit ihr, aßen dann und wann mit am Tisch, und immer verbreiteten sie einen sonderbaren Geruch und Klang um sich, gingen anders angezogen als die Leute der Stadt, hatten klare, singende Stimmen, und ihr Lachen war tief und fremd. Das alles nahm Anne gefangen, denn die Mutter wurde dabei milder und versöhnlich gestimmt, sie konnte dann unverhofft freundlicher reden und mitlachen. Sie stand neben ihnen, versuchte ihrer Stimme auch den schweren, tiefen Klang zu geben, bog wie diese Leute den Kopf in den Nacken, und ihr Gesicht bekam einen fremden, schöneren Ausdruck als sonst. — Das alles sah Anne, obgleich es ihr erst später nach und nach bewußt wurde.

War sie im Zimmer, so wurde sie von den Leuten hochgehoben, man spielte Fangball mit ihr, was ein seltsam prickelndes Gefühl im Magen hervorrief und Anne begeisterte. Sie bekam Apfelsinen und Bonbons geschenkt.

Dann gab es Abende, an denen Anne bei dem kleinen, dicken Bruder Andreas im Bett saß, das vor der Tür zum Wohnzimmer stand, mit ihm durch das Schlüsselloch spähte, und zusah, wie lustig es zuging, wenn all die Spieler da waren und mit Mutter Tee tranken. Dabei wurde Mutter immer ausgelassener vor lauter Frohsein. Sie zündete sich eine Zigarette an wie Vater

es tat. Später kam auch er aus seinem Arbeitszimmer herein, um die Gäste zu begrüßen. Dann sprangen sie alle auf: „Hah, der Gatte, Grüß sie Gott oder Hab die Ehr." Jeder sagte etwas anderes und die Damen knickſten.

Vater sagte nur: freut mich, bitte bleiben sie sitzen. Er zog einen Stuhl heran und setzte sich mit an den Tisch. Dann fingen sie an Klavier zu spielen und zu singen. Mitunter verkleideten sie sich auch. Einmal war eine darunter, die stand auf dem Fußboden Kopf wie ein Bub. Mutter warf sich auf den Diwan vor Lachen, und wollte gar nicht wieder aufhören. Andreas aber sagte bloß verächtlich: Als ob das was Besonderes ist.

Sie vergaßen vor lauter Schauen einzuschlafen, bis sie am andern Morgen doch erwachten und noch zusammen in einem Bett lagen, während alles wieder totenstill im Haus war.

Das war Mutters Welt, von der ein Zauber ausging, und über der doch zugleich ein Verhängnis lag.

Gab es nicht Tage, an denen Anne die Mutter mied? Jeder ihr aus dem Weg ging, weil alles unrecht und falsch war, was ihr unter die Hände kam? Tage, an denen Anne sich verkroch und ständig zitterte vor einem unerwarteten Ausbruch, der gerade sie treffen könnte.

Mutter weinte dann viel, sie war unzufrieden mit allen Dingen, auch mit Vater, und sie sprach heftig mit ihm. „Was habe ich nun noch vom Leben, nichts als Haushalt und Alltagssorgen. Und diese kaputten Nerven noch dazu." Sie rang die Hände hin und her. „Warum ließet ihr mich auch nicht Künstlerin werden, immer nur dieser Zwang, nur Zwang, und was hätte aus mir werden können, wenn ich nicht an Mann und Kinder

gebunden wäre. Und was werden diese Kinder werden, genau so nervenschwache, unglückliche Geschöpfe wie ich. Ja, das sage ich dir, sie werden doch nur wie ich. Und es wäre besser gewesen, sie gar nicht geboren zu haben."

Anne verstand das nicht ganz. Sie nahm es auch erst nicht auf. Aber Mutter sagte das oft, es klang fast wie eine Drohung und allmählich blieb es haften, schlug Wurzeln in Anne und wurde fast zu einer Angst. O Nerven, das war ein schreckliches Wort, nur nicht so werden wie Mutter.

Anne lag im Bett. Das Mädchen hatte sie ausgezogen. Über allem schwebte der ängstliche Bann, der „Mutter" hieß. Sie wagte nicht laut zu sprechen oder zu toben wie es sonst an guten Tagen geschah. Sie kroch unter die Bettdecke und huschelte sich ganz fest in das Kopfkissen, so daß die weichen Federn ihre Wangen berührten. Sie fühlte sich verlassen und hatte das Gefühl, weinen zu müssen. — Ob Mutter heute auch Gute Nacht sagen käme? Nein, wenn sie besser nicht käme. Im andern Zimmer hörte Anne ihre Stimme. Weinte sie nicht? Klagte sie noch? Wo war Vater?

Er war still fortgegangen zu seinen Büchern unten ins Arbeitszimmer. Vater! Immer ging er dann still beiseite. Und Mutter saß wohl nun an ihrem Schreibtisch und schrieb in das kleine schwarze Wachstuchheft, das tat sie immer an diesen Tagen. Manchmal ging sie dann auch fort, ging auf den Friedhof spazieren und sehnte sich danach zu sterben.

Wenn sie, Anne, doch Mutter helfen könnte. Ob sie versuchte recht zärtlich zu sein, sich so wie in das Kopfkissen an Mutter schmiegte. Anne war nicht gern zärt-

lich zu Mutter. Es ging so schlecht. Sie nahm lieber ihr Kopfkissen und drückte es an sich, wenn sie einmal Sehnsucht danach hatte. Was war auch eigentlich mit dieser Mutter? — Sie hatte gehört, daß das Mädchen in der Küche gesagt hatte, die Frau hat heute wieder ihren schlechten Tag, dann weiß sie einfach nicht, was sie will. — Einmal hatte ein Mädchen auch gesagt, der arme Mann, der braucht Geduld.

Das war alles etwas, in das Anne nicht hineindringen konnte.

Jetzt kam Mutter ins Zimmer. Anne wollte es bestimmt tun. Sie hatte doch Verlangen danach, Mutter lieb zu haben, und sie setzte sich im Bett aufrecht hin. „Mutter," sagte sie, „Mutter."

Aber da war etwas geschehen. Bruder Georg hatte die Zähne nicht geputzt. Das war sehr schlimm, denn Mutter sprach heftig darüber und zankte. Als sie an Annes Bett trat, war ihre Miene verärgert, und sie sagte streng:

„Hast du wenigstens die Zähne geputzt?"

„Ja," antwortete Anne scheu, und ihre Hände gingen unter die Decke, sie legte sich rasch zurück und wandte sich ab. Nein, nun konnte sie nicht mehr zärtlich sein zu Mutter.

Man brauchte Mutter wohl auch gar nicht zu helfen. Lachte sie nicht schon wieder? Ganz hell klang ihre Stimme durchs Haus. Alle Schatten waren fort, und keiner fragte mehr danach.

Jetzt liebte sie Vater mehr denn je. Sie begleitete ihn auf allen Wegen. Sie ging Arm in Arm mit ihm. Sie stand am Fenster und wartete sehnsüchtig seine Rückkehr ab. Sie zankte nicht mehr. Alles war, wie es sein

sollte. Sie spielte mit den Kindern es kommt Besuch, sie las ihnen vor und nähte Anne neue Puppenkleider.

War das dieselbe Mutter noch? War das eine Wonne dann. Jubelnd breitete sie die Arme um ihre Kinder. Paul, Andreas, Georg, Anne.

Sie schwang sie durch die Luft, tanzte mit ihnen durchs Zimmer. Sie fingen den Vater in ihrem Kreis, und Mutter stand da, o so schön, so strahlend und so jung.

„Was wäre ich ohne euch und den Vater, unsern Vater."

Unten auf der Straße gingen die Spieler vorüber, die Schauspieler vom Theater, durch die kleine Gasse zu dem großen Theaterbau, der dahinter aufragte. Sie winkten und nickten herauf und riefen Mutter. Aber Mutter, die sonst immer herunter sprach, auf nachher, zu einem Tee, die wandte sich ab, zuckte die Achseln und sagte:

„Laßt mich mit dieser ganzen, oberflächlichen Bande in Frieden. Sie sind unberechenbar und belügen sich selbst. Ich mag sie nimmer."

Das waren Tage! Dann konnte Anne beide Arme um die Mutter schlingen, diese herrliche Mutter.

Wenn nur jetzt nichts geschah. Keine Wolke über die Sonne zog. Kein Ausgabenbuch nachzurechnen war. Keiner etwas zerbrach. Keine Kopfschmerzen kämen. Niemand von ihnen schmutzige Hände hätte. (Anne fand das nie so schlimm, wie Mutter es machte. Sie gingen doch immer wieder zu waschen, auch wenn man in der Eile nicht gleich daran gedacht hatte, und es vergaß, weil es so viel Schöneres zu denken gab.) Nein, nicht wieder die Tage, an denen Mutter die Nerven schmerzten, und sie mit allen von früh bis abends schalt,

wo keiner ſingen durfte, weil es Mutter nicht hören konnte. Nicht wieder die Tage, an denen man nicht ein noch aus wußte, und abends im Bett weinen mußte, weil der ganze Tag falſch geweſen war, und man ſich vornahm, ſobald man groß ſei, weit fort zu gehen von daheim.

Vielleicht hätte man ſich dann an Vater halten können. Anne dachte oft daran, denn Vater war derjenige, der gleich nach dem lieben Gott kam.

Er konnte Kranke heilen, konnte gebrochene Beine und Arme wieder zurecht biegen. Anne wünſchte ſich immer, ein ſo gebrochenes Glied, nur ein einziges Mal auf der Straße zu finden, um es ihm zu bringen.

Vaters Wort war mächtig. Alle ſuchten ihn und verlangten nach ihm. Wenn die Flurtür läutete, oder das Telephon klang, immer rief es nach Vater.

Und außerdem konnte Vater zaubern. Ja, das konnte er. Bonbons in Betten und Kleidertaſchen zaubern, Gegenſtände ſpurlos verſchwinden laſſen, ſeinen Pfeifenrauch durchs Ohr rauchen. Man bedenke, die Pfeife im Ohr und den dicken Qualm zum Munde heraus. Er konnte von den Bäumen Schokolade ſchütteln, richtige Schokolade fiel aus der Luft, wenn Vater an dem Baum ſchüttelte. Konnte das denn ſonſt noch ein Menſch auf der Welt?

Aber das alles machte ihn nur noch bewunderungswürdiger. Er war etwas, was es nicht alle Tage gab. Die meiſte Zeit war er fort. Nur zu Tiſch, während der Mittagszeit ſaß er an ſeinem Platz, aber dann mußten die Kinder ſtill ſein. Nur Vater und Mutter durften reden.

Anne ſaß neben den Brüdern Georg und Paul. Wie-

viel lebensſicherer als Anne waren ſie. Sie banden ihr die Serviette, die übrigens von Anne immer Servgette genannt wurde, um, und ſtießen ſie unter dem Tiſch, wenn ſie die Hausregel, Kinder haben bei Tiſch zu ſchweigen und dürfen nur reden, wenn ſie gefragt werden, vergaß.

Nach dem Eſſen ging Vater in das kleine, angebaute Glashaus, in dem auf langen Staffeln viele Hunderte von ſeltſamen, ſtachlichen Kakteen ſtanden. Die wurden beſchnitten, umgepflanzt, verſtutzt und begoſſen. Vater betrachtete ſie lange durch die große, runde Hornbrille, und er wurde ärgerlich, wenn man ihn abrief oder das Telephon ſchrillte. Blühte einer dieſer, Mutter ſagte „ſchnurrigen Herrn," ſo brachte er ihn ins Wohnzimmer und ſtellte ihn zur Schau.

Nicht daran rühren, befahl er, und breitete ſeine Hände ſchützend aus. Jede einzelne ſolche Pflanze hatte einen Namen, hatte eine andere Lebensart und eine beſtimmte Blütenzeit. Aber alles das wußte nur Vater, und es ſchwebte etwas Geheimnisvolles über dieſen ſeinen Blumen.

Es ſchwebte auch etwas Geheimnisvolles über ſeinen zwei Zimmern. Das erſte, in das all die fremden Leute kamen von der Straße, die Tür ging immer auf und zu, und manchmal konnte man ſie darin ſitzen ſehen, das zweite aber mit den vielen Lampen, Maſchinen, Schalen und Geräten war noch viel geheimnisvoller. Hörten ſie nicht darüber im Kinderzimmer oft das Schnurren und Rattern der Maſchinen, oder, wenn die Tür aufging, ſahen ſie blendendes, blaues Licht über den Vorraum fallen und Vater im weißen Kittel, die dunkle Brille vorm Auge darin hantieren.

Einmal hatte Bruder Paul in der Schule ein Gedicht lernen müssen. Er hatte es immer und immer wiederholt.

Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben.

Ja, und dabei hatte Anne immer an Vater denken müssen, immer an Vater. Als sie dann im Bett, Mutter hatte es Paul noch einmal überhört, zu ihm sagte, der alte Hexenmeister, sie sagte es andächtig und bewundernd, das ist einer wie Vater, da erwiderte Paul zwar, „du bist verrückt, dumme Trine, Hexenmeister ist so." Und dann verzog er sein Gesicht, krümmte seinen Rücken zum Buckel und turnte mit humpelnden Schritten im Zimmer umher. „Puh, Vater — dabei reckte er sich stolz zur Höhe — ist doch Professor und kein Hexenmeister."

Aber Anne blieb dabei, ganz heimlich für sich, ohne daß sie wußte warum. Es war denn alles so geheimnisvoll um Vater; besonders wenn er jedes Jahr einmal so weit fortreiste, ohne daß man wußte wohin. Schon tagelang vorher wurden die Koffer gepackt und in einem einzelnen Zimmer bereitgestellt. Jedes Stück, das Vater plötzlich einfiel, mitzunehmen, wurde dorthin getragen, bis alles gerüstet war.

„Ach Mann," sagte Mutter dann täglich, „nun reist du also wieder soweit fort, kommst du denn auch wieder?"

Sie begleitete ihn auf die Bahn, die Kinder winkten vom Fenster. Wenn Mutter zurückkam, sagte sie: „Nun betet für den Vater, daß er gesund wiederkommt."

Und dann mußten sie für den Vater beten. Von ihm selbst hörte man aber einige Tage nichts, bis dann eines Morgens eine Karte kam aus einem fremden Lande. Es waren Bilder mit fremden Menschen, Ländern und

Meeren. Einmal hieß es, der Vater ist in Italien, einmal in Griechenland, in Spanien, in Rumänien oder in Norwegen. Es geschah auch, daß er sogar über das Meer bis nach Afrika fuhr, nach Palästina und Ägypten. Die Brüder suchten alles auf der Landkarte und zeigten es Anne. Und immer kamen nur Kartengrüße. Am Schluß stand, das las Mutter vor, und Anne durfte die Finger darauf legen, dann konnte sie es auch lesen: Viele Grüße den Kindern, und sie sollen brav sein und an den Vater denken.

Am Abend saß Mutter mit den Kindern zusammen, und sie beschauten sich die fremdartigen Karten und sannen, wo heute der Vater ist, was er ihnen mitbringen wird und wann er zurückkommt.

Nach einigen Wochen sagte Mutter: „Nun könnte der Vater bald wiederkommen. Meint ihr nicht, daß er nun lange genug fort war."

Dann wurde sie ungeduldig, bis die Landschaften auf den Karten bekannter wurden und an einem Tag auch keine fremde Marke mehr darauf war. Dieser Jubel von demjenigen, der das zuerst sah.

Jetzt kommt Vater bald, hieß es.

„Ja, Minna, man muß unbedingt eine Girlande winden und Kuchen backen, der Herr Professor kann jeden Tag kommen."

Und Mutter und die Kinder liefen mit der Karte, die diese deutsche Marke trug, im Zimmer umher.

„Man muß auch die Betten frisch überziehen und neue Gardinen aufstecken. Da ist eine Karte aus München. Verstehen Sie, Minna, aus München, das ist schon Deutschland."

Nach der Karte kam dann das Telegramm, regelmäßig

ein Telegramm mit dem kurzen Bescheid: Ankomme ... Dann folgte Tag und Zeit.

War das traurig, wenn der Zug spät abends kam und die Kinder schon in den Betten liegen mußten. Sie baten Mutter immer wieder: „Aber weck uns, Mutter, weck uns auf jeden Fall."

Und Mutter mußte sogar den Brüdern das „große Ehrenwort" geben.

Anne schlief lange nicht ein und lauschte ob nicht schon ein Wagen vorfuhr. Irgendwann war sie aber doch eingeschlafen, denn plötzlich blinzelte sie in helles Licht, und Vater beugte sich über sie.

Wie sah er anders aus, wenn er von der Reise kam. Er war ganz braun gebrannt. Sein Bart war viel länger geworden. Was hatte er für eine tiefe Stimme? Überhaupt, es war recht sonderbar, daß Vater nun wieder da war. Er hatte noch den ungewohnten Reiseanzug an. Mutter hielt sich immer an seiner Schulter, als hätte sie Angst, er ginge wieder fort.

Anne wurde verlegen. „So," sagte Vater, „nun schlaft wieder, schlaft schnell ein, morgen dürft ihr alles sehen." Und er drückte ihr etwas in die Hand, was sie in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, bis sie am Morgen erwachte und sich nicht gleich besann, wie dieses oder jenes Spielzeug in ihre Hände gekommen war.

Dieser Morgen aber wurde zu einem wunderbaren Tag. All' die bunten Herrlichkeiten, die vorn im Zimmer ausgebreitet lagen, mitten zwischen den noch unausgepackten Koffern. Alles das hatte Vater mitgebracht. Da lagen Bänder, bunte Tücher und Stoffe aus den fremden Ländern, kleine Kämmchen und Töpfe, Beutel und Kästen, Broschen und Ketten, fremdländische Steine

und Figuren aus Bronze und Marmor. Eine grinsende Figur hockte über allen. Das sei ein Buddha, hieß es. Er fühlte sich glatt und kalt an. Anne fand, daß er aussah wie der arme alte Mann, der jeden Freitag in der Küche Essen bekam. Genau so satt und breit lächelte er. Aber Buddha war ein Gott, sagte Vater.

Den ganzen Tag saß Vater noch im Reiseanzug mit Mutter und den Kindern zusammen. Er war fröhlicher als sonst und erzählte von langen Seereisen, großen Schneebergen und Gletschern, Grotten und Felsen, Pyramiden hinter denen Tote schliefen, von wilden Tieren und Kamelen, auf denen er geritten war.

Wurde Vater nicht durch alles das noch geheimnisvoller, als er ohnehin schon war. Anne dachte viel über ihn, und des Nachts, bevor der Schlaf kam, träumte sie nicht mehr von Welten mit der Puppenfee und dem Reich, daß sie mit ihren Puppen gründen wollte, sondern fuhr mit Vater zu diesen fremden Herrlichkeiten, oder war eine ägyptische Königstochter, die unter der Pyramide lag.

Wenn Anne ihren kleinen Bruder Andreas bei der Hand nahm und seine dicken, rundlichen, immer etwas klebrigen Hände zwischen ihren flinken, leichten Fingern hielt, wenn sie dann die Schürze abgebunden bekam, den Hut aufgesetzt und mit ihm aus dem Haus, über die Straße, die kleine Gasse hindurch, erst am Theater und dann am Denkmal des Mannes mit der eisernen Rüstung vorbei in die Straße einbog, in der die Häuser weiter auseinander standen und Gärten hatten, dann ging sie zur Großmutter.

Strahlte nicht alles, was gut und schön war, von

dieſem Namen aus, alles, was Schutz und Zuflucht hieß, Wonne und Glück einſchloß?

Andreas klinkte die Gartentür auf, er lief, ſie lief, wer zuerſt bei Großmutter iſt — nun noch in den Gartenweg einbiegen, an der Wieſe vorbei — ſie ſtand manchmal ganz voll gelbem Löwenzahn, der ſich ſpäter ſo ſchön auspuſten ließ — dort hinten unter dem Haſelnußbuſch ſitzt an einem rotgedeckten Tiſch Großmutter. Sie legt gleich die Zeitung fort, ſchiebt ihr Buch und die Strickarbeit beiſeite, dann ruft ſie — nicht fallen, nur ja nicht fallen, und breitet ſchützend beide Arme aus.

Nun iſt man ſchon bei ihr. Anne war immer ſchneller als Andreas. Sie iſt mit einem Male in einem weichen Arm, iſt zwiſchen den Falten eines weiten, warmen Rockes, und alles iſt gut.

Dann ſitzt ſie neben Großmutter und darf mit aus der großen, breiten Kaffeetaſſe trinken, Großmutter ſchneidet die Semmel zurecht, anders als daheim, in kleinen Biſſen mit ſehr viel Butter, Vogelbiſſen heißt das. Das Innere, das Weiche des Brotes, darf man extra eſſen, man darf auch alles in die Taſche ſtopfen, zu einer Form feſtſtampfen, man darf auch die Finger dazu nehmen, es dann umſtürzen und mit viel Zucker beſtreuen, ſoviel Zucker, wie man will. Alles darf man bei Großmutter, was ſonſt verboten iſt.

Dieſe Großmutter ſitzt wie eine gütige Königin aus dem Märchenbuch da. Sie fragt nach Mutter und Vater, will von den Brüdern wiſſen, ob Mutter Migräne habe und ſich wieder krank fühle, ob Vater viel zu tun habe, und was ſonſt ſei.

Auf die Frage nach Mutter antwortet Anne beküm-

mert. Und Großmutter bewegt traurig den Kopf hin und her und tut einen tiefen Atemzug.

„Arme Julie, arme Julie," ſagt ſie.

Dann nimmt ſie Anne auf den Schoß, ſtreicht ihr über das Haar und küßt ſie ſo recht inniglich. Und darüber ſchwindet alle Unſicherheit, die bei den Fragen nach daheim und nach Mutter in Anne aufſtanden. Dieſe Unſicherheit, die ſo oft wie ein Druck über ihrer Bruſt liegt und in der ſie ſich ſo hilflos vorkommt.

Im Winter, wenn der Haſelnußbuſch keine Blätter mehr hat, das Gras grau und braun ausſieht, über den Roſenbeeten Deckreiſig liegt, und der Wind die braun gewordenen Sommerblätter darüber hinfegt, dann ſitzt Großmutter an dem breiten Fenſter ihrer Stube hinter dem Nähtiſch, und Anne darf auf dem Bänkchen zu ihren Füßen ſitzen und zuhören, wenn Großmutter erzählt.

Großmutter erzählt von dem Himmel, in dem ſie alle einmal kommen werden. Aber Anne hat Angſt, ob bis zur Zeit ihres Todes auch noch Platz dort iſt, denn ſie weiß, daß jeden Tag Menſchen ſterben. Mutter lieſt das allabendlich aus der Zeitung vor. Sie will auch wiſſen, ob ſie ihre Puppe mitnehmen kann, wie groß die Himmelskammern ſein werden, ob auch Vögel, Hunde und Katzen dort ſind, und ob die Schnecke, die Andreas in ſeiner Pappſchachtel pflegt, auch hinkommt. In dieſen Dingen geht ſie genau ins Einzelne und Kleine, denn ſie will wiſſen, was ſie zu erwarten hat, um alle dieſe Dinge ſchon ein wenig im voraus zu erleben und auszudenken.

Sie weiß, wie der liebe Gott ausſieht, ihr lieber Gott, von dem ſie ſich nach ihren Wohlgefallen ein Bild gemacht hat.

Denn wenn sie zum Nachmittagsschlaf ins Bett gelegt wird, so stellt sie sich folgsam und willig, sie liegt ruhig auf dem Rücken und tut, als schliefe sie. Aber in Wahrheit kann sie nie nachmittags schlafen, sondern dann denkt sie sich aus, sie sei im Himmel und gehe mit dem lieben Gott spazieren. Sie schaut mit ihm zur Erde herab und hat lange Gespräche mit ihm. Oder sie ist ein Engel und fliegt zwischen Himmel und Erde herum, um gestorbene Kinder in die Seligkeit zu holen.

Manchmal liest Großmutter auch aus der Bibel vor, von Jakob und der Himmelsleiter, von der Sintflut, die fürchterlichste Qual, die in Annes Leben kam, von Adam und Eva, von Tobias und dem armen Lazarus.

Je größer Anne wurde, um so bunter wurden die Geschichten. Da gab es nicht mehr nur einen Gott, es gab dann noch Götter wie Baldur und Hödur, Donnar, der mit seinen Böcken Zahnknirscher und Zahnknisterer auf einem Feuerwagen durch die Wolken fuhr, daß es blitzte und donnerte, der aber nicht über die Brücke Bifröst konnte und durch vier Flüsse waten mußte, wenn er zu den Göttern wollte.

Und es gab den Baum Yggdrasil mit dem gesprächigen Ratatösker. Es gab Perseus und Herakles mit ihren kühnen Heldentaten, Göttermahle mit ambrosischen Früchten. Und es gab vor allem eine Niobe, die aus Schmerz zu Stein erstarrt war und nun heute noch, hoch oben im Gebirge, aus Steinaugen ewige Tränen weint.

Das alles wußte Großmutter, und sie machte Annes Welt immer reicher und unendlicher damit. Immer wieder konnte Großmutter etwas Neues erzählen, was noch keiner von ihnen wußte.

Wenn die Kinder sehr baten, dann holte sie auch eine Bilderbibel und zeigte ihnen den ganzen Garten Gottes darin, und sie sahen Adam und Eva im Bilde und wußten nicht, daß sie nackt waren.

Großmutter aber, die so viele Geschichten von Gott und seiner Welt wußte, ging nie zur Kirche. Nur ihre Magd Marie, die ebenso weiß und alt war wie sie selbst, tat das jeden Sonntag und versuchte immer vergeblich Großmutter dafür zu gewinnen.

Nach ihrer Rückkehr aus der Kirche stand sie in der Tür zum Zimmer. Ihr Gesicht glänzte an diesem Tage blank und gespannt, und es leuchtete schon von weitem. Sie hatte ein schwarzes Kleid an und einen winzigen, kleinen Hut mit perlengenähter Blumenranke auf dem Kopf. In der Hand hielt sie ein Gesangbuch und darüber ein sauberes, unentfaltetes Taschentuch, mit einem grünen, starkduftenden Pfefferminzzweig. Den, sagte Großmutter, nimmt sie, damit sie nicht einschläft. Und dann stand sie in der Tür und hatte bewundernd die Hände erhoben.

„Nein, was hat der Herr Pfarrer heut wieder schön gepredigt. Es war so erbaulich, und die Frau Rätin sollten nur ein einziges Mal hingehen. Madam können mir glauben, in der Kirche ist der Herrgott am nächsten."

Großmutter lächelte ihr frohes, schalkhaftes Lächeln, was vielmehr als Worte war. „Maarie," sagte sie, „Maarie," sie sprach es immer so langgezogen, „bei mir ist der Herrgott immer, meinethalben braucht's keine Kirche zu geben."

Abwehrend und erschrocken hielt Marie die Hände vor sich. „Madam, Madam, versündige sie sich net."

Dann schlürfte sie hinaus nach der Küche, aber an der

Tür wandte sie sich noch einmal um und sagte geheimnisvoll und selbstgefällig:

„Wie gut, wie gut, daß ich wenigstens für alle mitgebetet habe, für den Herrn Professor und für die arme Frau Julie, für all die Kinderchen und vor allem aber für die Madam."

Wenn Großmutter aus der Küche — von der Anne nie wußte, ob sie Marie oder Großmutter gehörte — uneingeschränkt armen Leuten, die an der Tür bettelten, Essen reichte, oder auf dem Herd für kranke Nachbarn besondere Suppen kochte, in die immer bunt und fast wahllos durcheinander alle Reste der Woche gehäuft wurden, dann hob Marie schon wieder entsetzt die Hände und war unzufrieden mit ihrer Madam. Ihre Augen wurden zornig und sie ballte die Hände zur Faust, diese rotaufgesprungenen, derben Hände, sie schlug mit ihnen auf den Tisch oder versuchte Großmutter am Kleide festzuhalten.

„Die Madam wird sich noch an den Bettelstab bringen. Jawohl, selber an den Bettelstab bringen, das sag' ich."

„Aber Maarie," lachte Großmutter. Sie stand breit und schwer da, und ihre Kleider wölbten sich um sie. „Weiß sie denn nicht, daß ich so gerne ein Danke höre, und dann muß sie doch wissen, daß wir alle nur Erde auf den Sarg gestreut bekommen, ob wir nun reich sind oder arm."

Trat sie dann auf den Flur zu den Bittenden, die demütig und unterwürfig zu ihr aufschauten, und reichte sie ihnen die vollen Schüsseln und Brotscheiben, so sagten diese Leute, während sie Großmutters Hand zu fassen suchten: „Vergelt's der Frau Rätin der Herrgott tausendmal!"

Anne stand abseits davon an die Tür gelehnt, diese Leute bedrückten sie, und sie bewunderte Großmutter, die sich mitten unter sie wagte. Daheim machte man die Tür zu und schob den Riegel vor das Schloß. Aber Großmutter war in all diesen Dingen ganz anders.

Wunderte sich Anne darüber und fragte sie Großmutter, warum sie so täte, so sagte diese nur lächelnd: „Ach, Kind, Gesinnung ist alles. Das, was wir ausstrahlen, scheint uns immer zurück. Und das sage ich dir: Man kann im Leben nie genug geben, merke dir das! Wenn man nichts besitzt, so muß man es mit sich selber tun. Und wir dürfen nie fragen, was man uns zurückgibt. Nein, daran darf man niemals denken."

Wenn Großmutter so sprach, dann wußte Anne, daß sie eigentlich nicht gemeint war. Das war nicht der Ton, in dem man sonst zu ihr sprach, aber eine unendliche Beglückung kam über sie, daß Großmutter solche ernsten Gespräche an sie richtete, daß sie so den Erwachsenen gleichgestellt wurde.

Sie blieb darum unbeweglich in einer Ecke, hielt die Hände auf den Knien gefaltet und sah schweigend zu ihr auf.

Großmutter saß am Fenster und hob eine Masche nach der andern von der Nadel. Hin und wieder blickte sie zum Fenster über die kahlen Baumwipfel hinweg.

„Besitz ist Verantwortung. Es kann nicht gleich sein auf der Welt. Nein, das kann es nicht. Aber es braucht nicht ganz so ungleich zu sein, dafür müssen wir sorgen. Komm Anne, du weißt noch so wenig von der Welt, und ich schwätze wohl nur. Aber das schadet nichts. Jedes Saatkorn fällt auf einen Boden, ob es nun aufgeht oder verkommt. Manchmal muß es lange liegen,

ehe es keimt. Man muß auch nicht immer gleich alles verstehen. Wenn man so ist wie du, da ist die Welt noch dunkel und verstrickt, und sie kümmert uns nicht. Wir tasten uns langsam vorwärts und sehen immer nur das, was uns umschließt, was sichtbar ist."

Großmutter legte das Strickzeug fort, stand meistens auf und ging im Zimmer umher, sie strich sich mit der Hand nachdenklich über das Gesicht und bog den Kopf zurück.

„Siehst du, Kind, in demselben Winkel hat deine Mutter gesessen, und ich habe zugesehen, wie sie mit jedem Schritt, den sie tat, aus ihrem kleinen Kreis in größere trat. Sie hat es ebensowenig gewußt wie du. Denn man ist immer gleich mitten darin. Und doch hat sie noch immer weiter gewollt."

Wenn Großmutter von Vater und Mutter zu sprechen begann, dann kamen Dinge, die Anne besser verstand, und darum stand auch sie dann auf und trat zur Großmutter hin.

„Aber da ist dein Großvater gewesen, der Melchior, der hat gesagt: Nein! Warum er das gesagt hat, fragst du. Weil er dachte, mein Wille geschehe. Ich bin der Vater und das Kind soll da stehen, wo ich will. Ich weiß es nicht, ob er recht hatte. Nein, er hatte wohl nicht recht. Und die Julie, die war nicht stark genug. Sie hat nichts gewagt. Sie war eine folgsame Tochter. Sie ist den vorgeschrittenen Weg zu Ende gegangen. Wieviel Verzicht dabei war, und ob es recht war und gut, wer fragt danach?"

„Was ist Verzicht, Großmutter?"

„Alles, alles, mein Kind. Aber das verstehst du noch nicht."

Nein, Anne verstand das noch nicht. Aber sie hörte es. Und was wissen wir von dem, was über unser beschränktes Begreifen hinaus, von den Strömen des Unterbewußtseins aufgenommen wird? Was in ihnen schon versenkt ist, seit Generationen. Wieviel Leben und Seelen tragen wir in unserer Brust, während wir nach außen immer nur ein beschränktes Einzelsein in bedingter Gebundenheit sind. Wenn wir manchmal, mitten auf unsern Wegen, plötzlich innehalten, von unsichtbaren Händen gezogen, als sollten wir uns auf irgend etwas besinnen, was wir einmal erlebten, was wir aber nicht benennen können, dann ist es, als stiegen uns aus diesem Unterbewußtsein Gedanken an eine Zeit, aus der wir nichts wissen.

Wenn Anne bei ihrer Großmutter saß, sie sprechen hörte und nur andächtig den fremden, ernsten Worten lauschte, ohne Zusammenhänge zu verstehen, nahm jener Urstrom in ihr alles auf, denn später, viel später manchmal, dann hob Anne die Hand zu einer Bewegung — sie strich sich über das Gesicht oder hielt das Kinn in der Hand und neigte den Kopf zurück, dabei hatte sie die Erinnerung an einen Tag, dessen sie sich nicht mehr bewußt war, aber an dem sie jene Bewegung aufgenommen hatte, und sie hatte plötzlich das Wort „Gesinnung ist alles," und „Verzicht" in Gedanken und wußte nicht, woher sie kamen. Und Mutter rief aus: „Mein Gott, wie das Kind der Mutter ähnelt!"

Wenn Anne diese Großmutter nicht gehabt hätte, hinter der für sie Vater und Mutter versanken, dann wäre die ganze Welt unwesentlich, leerer und trostloser gewesen. Zu wem flüchtete man denn, wenn Mutter schlecht gelaunt war oder Migräne hatte und, wenn Anne

dieſen unbeſtimmten Widerwillen empfand, dieſe Angſt vor allem, was das Haus einſchloß? Immer ging ſie dann zu ihr, der Großmutter.

Aber als Anne zehnjährig war, ſtarb dieſe Großmutter.

Am Abend vor ihrem Tod durfte Anne noch einmal zu ihr ans Bett. Großmutter lag hoch aufgetürmt zwiſchen den Kiſſen und lächelte ihr zu.

„Meine kleine, große Anne," ſagte ſie immer wieder und taſtete über das Kiſſen hin nach ihrer Hand.

Anne ſah nur die Großmutter, ihre tiefen, dunklen Augen. Darin war etwas, was ſie ganz zu durchſchauen ſchien. Nichts war im Zimmer als der Blick und das ſtrenge, laute, gleichmäßige Ticken der alten Uhr, die neben dem Bett in der Ecke ſtand. Sie wollte gern ſprechen, ſo wie ſie ſonſt zu Großmutter geſprochen hatte, aber irgendein Weg war abgeſchnitten, und es grauſte ihr.

Mühſam drehte ſich Großmutter im Bett herum, während ſie Annes Hände in den ihren hielt.

Am Fußende ſtand Mutter, ſie hatte ein rotes, zuckendes Geſicht und unruhige Lippen.

Vater ſaß an der Seite auf einem Stuhl und ließ aus einer Flaſche abgezählte Tropfen in ein Waſſerglas fallen. Sein Geſicht war weiß.

„Julie," ſagte Großmutter mit einer klaren, aber ſonderbar fernen Stimme, „verſteht mir auf meine Anne einzugehen, ſeid behutſam mit ihr, ſonſt hol' ich ſie mir nach."

Das erſchreckte Anne, es ſchien ihr ſo beängſtigend und brachte ſie dem Weinen nahe. Sie verſuchte ihre Hände zu löſen. Mutter führte ſie aus dem Zimmer heraus.

„Geh ſchlafen," ſagte ſie. „Großmutter muß allein ſein, ſie iſt krank."

An dem Küchentisch saß die alte Marie und sprach halblaut vor sich hin.

„Es war eine gute Frau, gute Frau. Herr Gott im Himmel sei ihr gnädig!"

Anne floh die Treppe hinunter. Unten bei den Rosenbeeten spielte Andreas mit Großmutters Hund. Georg lief an ihnen vorbei, eilig die Treppe herauf, ein schweres Paket unter dem Arm.

Sie nahmen den Hund mit sich und gingen den gewohnten Weg nach Hause. Wie tief der Hund den Schwanz hängen ließ, er sah sich um, sobald sie stehenblieben. Und wieder und wieder mußten sie rufen.

Daheim schlich Anne in ihr Zimmer. Niemand war da, der ihr beim Ausziehen half. Es war dunkel und leer im Hause. Der Laden an den Fenstern schlug im Winde hin und her. Großmutters Hund klagte im Hof und wimmerte. Sie hörte, daß Andreas ihn zu sich herauf holte. Sie fürchtete sich und legte das Kopfkissen auf ihr Gesicht. Alles war fremd und ungewohnt.

In dieser Nacht starb Großmutter!

Vater kam früh an ihr Bett und sagte es ihr. Sie sprach kein Wort, sie weinte auch nicht. Aber sie wußte auch später noch, daß sie nur den einen Gedanken hatte, den sie ganz auskostete und der immer zurückkam: nun hast du keinen Menschen mehr, nun bist du ganz allein. Sie sah nicht Vater und Mutter, sie fühlte nur, hier hatte sich nicht nur ein Mensch abgewandt, eine ganze Welt hatte sich geschlossen und war gestorben.

Draußen fallen die Schneeflocken, locker und dicht. Anne schaut in sie hinein. Werden sie endlich liegen bleiben, um Weihnacht zu bringen, oder, wie so oft,

vergehen zu naßgrauem Schmutz? Dies ist eine ängstliche Spannung in ihrem Leben. Sie bleiben liegen, häufen sich, geben den Buden, unten auf dem Weihnachtsmarkt Mützen und Decken von Schnee. Anne sitzt auf dem Fensterbrett und hält Stirn und Nase an die kühle Scheibe. Sie malt an das angelaufene Fenster Figuren mit den Fingern und schaut hinaus in die Dämmerung, hinauf in die Flocken, nach dem Stern, dem einen, um den vor tausend Jahren die drei Könige ausgezogen sind, Melchior, Balthasar und Kaspar. Alle Laternen, die nun angezündet werden, sind Sterne und die Drähte, die die Straße auf- und ablaufen, über die Häuser ein Gitter ziehen, als wollten sie die an sich schon eingesperrten Menschen vom Davonfliegen abhalten, diese Gitter sind Ketten aus Silber geworden, haben Farbe und Leben bekommen und tragen lauter Christbaumgedanken. Sie sind die Verbindungsfäden für all' die bunten Vögel, Engel und Sterne und Kerzen und Nüsse, an denen diese auf- und abflattern und sich zur Erde niederlassen.

Dort hinten, wo der Blick aufhört, über die Dächer hinweg, mitten in dem Schneetreiben ist das goldene Tor, aus dem das Christkind gefahren kommt.

Anne geht leise, sehr leise durch das halbdunkle Zimmer. Sie ist furchtsam und schreckhaft in diesen Tagen. Kam ein fremder Schritt die Treppe herauf? Ist nicht ein wunderlicher Duft im Hause, jener Duft nach Korinthen, Mandeln und Zitronat, der untrennbar zu diesen Tagen gehört? Was hat Mutter gesagt — sie sei heute dem Knecht Ruprecht begegnet. Und die lustige Schauspielerin, die immer zu Mutter kommt, hat sogar ein Lebkuchenpaket auf der Treppe gefunden.

Schlägt jetzt nicht eine Tür?

In der Küche hantieren die Mädchen. Minna singt mit ihrer schrillen, trillernden Stimme:

Zwei Engel kommen herein und beten,
Kein Auge hat sie kommen sehen.

Durch den Türspalt fällt ein Lichtstrahl. Nebenan lernen die Brüder mit eintöniger Stimme fremde Worte, die sie immer wiederholen. Nur Andreas sitzt noch mit ihr in der Dunkelheit. An diesen Tagen sucht er in allen Ecken, ob das Christkind nicht beim Vorbeifliegen etwas verloren hat, denn es finden sich oft Butterteigplätzchen oder Zuckerkringel, die anders aussehen als Minnas Backwerk in der Küche. Manchmal geht er dann auch mit Anne an die Tür des Weihnachtszimmers. Sie tuen einen verbotenen Blick in die unbekannten Herrlichkeiten, und sie glauben in der stillen Dunkelheit jenes anderen Zimmers geheimnisvolle Umrisse und Gestalten wahrzunehmen.

Anne geht auf Zehenspitzen zu den großen Brüdern hinüber. Doch wie sie die Klinke berührt, verwickelt sich ihre Hand in etwas Glänzendes. Im Lichtschein, der nun voll hereinbricht, sieht sie, daß es Christkindhaar ist. Erschrocken zieht sie die Hand zurück. Schon ist Andreas bei ihr, und behutsam heben sie es auf die Finger. Sie sind dankbar, aber ein wenig bekümmert, daß sich das Christkind beim Hindurchfliegen vielleicht wehtat. Alle kommen es besehen, und am Abend hängt Mutter es über einen Tannenzweig an Annes Bett.

Dann, an einem Tag fangen sie an, das Kripplein für das Jesuskind vorzubereiten. Anne darf länger aufbleiben, als sonst. Und nun kommen die Zäune, die

Wollschäfchen, die Hirten, die kleinen Engel mit roten Pausbacken und Hallelujatrompeten, die heilige Maria und Joseph und oh, das winzige, kleine Jesuskind. Das darf Anne in Heu und Moos betten, immer wieder stopft sie es im Nacken anders und streicht über seine nackten Glieder.

Alles bringen sie opferfreudig herbei, was sie den Sommer über gesammelt haben, um die Hütte schön zu machen. Da kommen kleine Kieselsteine, tote Schmetterlinge, Moose und Tiere aus der Arche Noahs. Es gibt einen Teich aus einem zerbrochenen Spiegelscherben mit Fischen darauf. Alles legen sie vor sein Krippelein nieder, und liebevoller kann auch der Herrgott nicht ins einzelne gegangen sein. Zuletzt werden Probekerzen angezündet, und sie singen: Liebes Jesuskind, laß dich herzlich grüßen.

In Anne ist alles nur noch Erwartung und Spannung. Sie weiß nicht, was sie zuerst denken soll. Warum gehen plötzlich die Tage so langsam und will es so spät Abend werden? Des Nachts träumt sie lauter Tannenbäume, Spielsachen und Kerzenträume.

Endlich, am letzten der Sonntage, die dem Fest vorausgehen, wandern sie mit den Eltern in den Wald hinaus. Sie haben die dicken Kapuzmäntel angezogen und dürfen kleine, brennende Laternen in der Hand tragen. Vater nennt das — auf Christkindswegen spionieren, — und darum sollen sie leise gehen und dürfen nicht laut sprechen.

Wie still es unter den hohen Bäumen ist? Es ist auch schon dämmrig, und das ist das Schönste daran. Nur der Schnee leuchtet. Sie schreiten ganz leise über ihn hin und flüstern nur. Wenn man lange an eine Stelle

sieht, besonders in die hohen Stämme die aus dem Schnee herausleuchten, dann sind das keine Bäume mehr, sondern es werden lebendige Gestalten oder erschreckende Gespensteraugen, die sie anlachen oder mit den Gliedern drohen. Zwischen den kleinen niedrigen Tannenbäumen huschen ein Eichkätzchen und ein Hase heraus.

Klingt da nicht von ferne Schellengeläut aus der Stille? Es kommt näher und näher. Stampft nicht dort ein vermummter Mann mit einem Sack auf dem Rücken über den Weg? Anne hält erschrocken den Atem an und mag nicht mehr weitergehen.

„Vater, sieh doch!" Sie packt seine Hand fester. „Das ist ja St. Nikolaus, er zieht auf einem Schlitten das Christkind, das hat eine rote Nase und ein Pelzhäubchen. Es läutet und ruft die Hasen und Rehe zusammen. Vater ganz gewiß, darum lief ja auch vorhin der Hase so rasch."

Anne zittert vor Freude. Paul und Georg springen hin, um nachzusehen. Sie können aber nichts finden. Anne ruft immer wieder: „Seht ihr denn nichts, seht ihr denn nichts. Dort, dort!"

Sie hat fast Tränen in den Augen und kann nicht verstehen, warum nur sie das Wunder schaut. Es ist auch schon vorüber, vorüber — und der Schnee fällt und fällt und verdeckt die Spur.

Sie sitzen zusammen im Dunkeln, auch die großen Brüder sind dabei. Es darf kein Licht angesteckt werden, weil der Tag ist, an dem Christkindskerzen brennen werden als das einzige Licht. Sie warten, bis das feine, silberne Glöcklein erklingt und der Lichtschein durch die Ritzen fällt. Alle haben gute Kleider an und sind

frisch gekämmt. Selbst Minna hat ihre Küche zugemacht und sitzt mit einer steifen, weißen Schürze bei ihnen. Ihr glatt gescheiteltes Haar glänzt, als sei es mit Speck bestrichen. Sie steckt die dicken, rotrissigen Arme unter die Schürze, als fröstle sie vor Spannung. Eine Weile blicken sie zum Fenster hinaus, auf die Straße, herunter zu den Menschen, die noch so eilig mit Paketen einhergehen. Anne muß an das fremde Kind denken, das fror und sich ängstigte und den heiligen Christ anrief und durch die Fenster nach fremden Tannenbäumen sah. Sie atmet tiefbekümmert in Gedanken an das fremde Kind.

Doch nun ist es, als stiege so ein würziger Duft aus dem Weihnachtszimmer. Wird es nicht heller darin? Es knistert auch! Anne hält die Hände hoch und legt sie den Brüdern, die das Schwatzen nicht lassen können, auf den Mund. Nur nicht das Christkind verscheuchen. Sie kann nicht mehr an das fremde Kind denken. Nur an das, was in dem großen Weihnachtszimmer geschieht. Jetzt kommt der Vater herein.

„Hast du's schon gesehen?"

Flüsternd geht sie ihm entgegen, und faßt seine Hand. Die ihre ist feucht vor Aufregung.

Ja, Vater hat es gesehen, den Schleier und ein Stücklein vom Haar. Noch ehe er fertig erzählt hat, läutet es, jener eine, feine Ton, der im ganzen Jahr nur einmal erklingt. Nun ist es geschehen. Sieh doch! Die Tür geht auf, ohne das ein Mensch zu sehen ist. Sie geht auch immer nur einen Spalt auf, ganz öffnen müssen sie die Kinder selbst, und nichts machen sie so behutsam wie das, immer den Blick in die brennenden Kerzen, auf die weißgedeckten Tische mit den vielen bunten

Dingen darauf. — Und das ist ein Blick in Glanz und Wunder, Weihnachts- und Kinderwunder, ist ein Singen von heiligen Nächten und fröhlicher, seliger Zeit.

Später noch, als Anne viel mehr wußte, fühlte sie die Schauer wieder, und in dem großen Meer von Wirren und Wehen, Ernst und Erkennen, blieben diese Zeiten wie tausend Kerzen und Myriaden Sterne, und leuchteten die Bäche und Ströme der Liebe, Gnade und Güte, die sich darin über sie ergossen hatten.

Nach Weihnachten, das war das große Vorbeigefühl, war Leere ohne Erwartung. Erst wenn die Tage so wurden, daß kein Schnee mehr kam, daß man schon Ball und Kreisel im Freien spielen konnte, oder mit dem Puppenwagen auf der Straße spazieren fuhr, Reifen schlug und Murmeln gewann, da kam etwas, was beinah ebenso schön wie Weihnacht war.

Die Mutter fuhr mit den Kindern aufs Land hinaus, in das kleine Haus im Wiesengrund, „ihr" Haus, das den ganzen Winter über mit verschlossenen Läden gestanden und gewartet hatte, daß sie wiederkämen, um ihm Leben zurückzugeben. — Wenn sie dann in den ersten Maitagen hinauskommen, hatte die Nachbarin schon einen Kranz über die Tür gehängt mit einem Gruß darin „Herzlich Willkommen." Und wenn der Bretterwagen, auf dem die Kinder zwischen Kisten, Betten und anderem Gerät sitzen, auf dem schmalen Weg vorsichtig zwischen den Wiesen und Äckern hindurch fährt, dann schauen alle Nachbarn aus den Fenstern und von der Arbeit herüber. Die Dorfbuben kommen herbeigelaufen und schreien im Chor, „Professors sein wieder da, Professors sein wieder da."

Anne sitzt mit Andreas vorn bei dem Kutscher. Sie kann es nicht erwarten herabzusteigen und winkt nach allen Seiten. Im Arm hält sie ihre Puppen und einiges Spielzeug, das man vergaß einzupacken und das doch mit ihr in all die Sommerherrlichkeiten fahren mußte.

Der Bretterwagen hält vor dem Hause, Mutter kommt bereits aus dem Garten. Die Läden der Stube sind geöffnet, um den Moder und die Winterkälte herauszulassen. Die Birke vorm Haus ist aber schon grün. Der Birnbaum hinter dem Haus blüht sogar schon, und es summt in ihm von Hummeln und Honigbienen. Und im Apfelbaum schmettert ein Fink wie alle Jahre.

Während die Brüder sofort eifrig und lebhaft mit abladen, und Hand in Hand mit den Dorfbuben, die dazwischen springen, einräumen, Mutter und Ninna erregt ihre Befehle rufen, der Kutscher bei einer Schnitte Brot und einer Flasche Bier breit und behäbig auf der Bank vorm Haus sitzt, sich ausruht und hin und wieder den Pferden schmatzend ein Hoh zuruft, oder sich bequem den Halskragen lockert, läuft Anne, eifrig beschäftigt durch den Garten. Dieser Garten war ihr Garten und in ihm würden sie nun wieder einen ganzen langen Sommer bleiben.

Die Wiese steht voll gelbem Löwenzahn, Wiesenschaumkraut und Sauerampfer, blauen Glockenblumen und weißen Margeriten. Sie findet hier eine Schnecke, dort einen Käfer. Sie springt einem Falter nach und wirft dem Fink als Lockmittel von ihrem Brot eine Krume zu. Das ist alles wieder neu und beglückt, und sie vergißt darüber Winter und Weihnachten und gibt sich der Sommerfreude ganz hin.

Sie kommt durch den Blumengarten, in dem die großen Mohnbeete, Goldlack, Aſtern und Georginen, dicke Reſedabüſche und Nelkenſtöcke blühen, und am Staketenzaun die hohen, feierlichen Sonnenroſen mit den geneigten Köpfen, Ritterſporn und Lilien, die ſo ſtark duften, daß ihre Düfte in den Sommernächten in die Schlafkammer ziehen. Und vor dem Haus ſtehen die vielen Buſchroſen und Kletterpflanzen.

Das erſte, was Anne hier ſieht, ſind die blühenden Oſterglocken. Sie muß gleich ins Haus, um es Mutter zu ſagen. Dabei ſieht ſie die fünffenſtrige Wohnſtube wieder, mit dem dicken Kachelofen und der ſchönen, runden Ofenbank. Sie läuft erfreut im Zimmer herum, auch das iſt ſchöner als in der Stadt, wo alles groß und ernſt und feierlich iſt. Sie ſchaut in die kleine Küche; dort werden ſie an beſtimmten Tagen der Woche in einer kleinen Holzbadewanne gebadet, einer nach dem andern. Und da ſteht der Waſchkeſſel, aus dem an den Waſchtagen luſtige Seifenbäche rinnen, die man nach Wunſch und Willen über den Steinfließenflur in den Garten leiten kann.

Anne wird immer fröhlicher vor lauter Sommerfreuden, die ihr bevorſtehen. Sie klettert die ſteile Holztreppe hinauf zu den Schlafkammern und ſchaut zwiſchen der immer noch befehlenden Mutter und Minna herum; ſie muß es ſich gefallen laſſen, daß man ſie beiſeite ſchiebt, aber ſie ſchaut noch raſch zum Fenſter der kleinen Dachkammer, in der Bett an Bett ſteht, nach der Dorfſchenke hinüber, die an der Landſtraße liegt. Nachbars Hund, ſie kennt ihn, läuft über die Straße, und dort die Frau, die mit den zwei Trageimern Waſſer vom Dorfbrunnen kommt und über den Wieſenpfad geht, iſt die Bäckerin

von nebenan. Sie schaut erfreut auf die geöffneten Fenster und lacht herauf.

Durch die Gartentür hat sich eine schwarze Katze eingeschlichen. Sie steigt an allen Kisten und Säcken schnuppernd, neugierig herum. Anne kennt auch sie und darum springt sie wieder eilig hinunter.

„Miez," ruft sie, „Miez!"

Sie weiß nun nicht mehr, was sie vor Freude zuerst ergreifen soll.

Und plötzlich klingt sogar ein bekannter Ton auf. Ein Ton, der auch nur in dem Dorf zu hören ist, nie in der Stadt.

Tra, Tra, Tradem, schteng trata.

Bettelmusikanten, böhmische Dudelsackpfeifer!

Die Brüder lassen sofort die Kisten stehen, sie nehmen Anne bei der Hand und laufen mit ihr durch den schmalen Wiesenpfad, zu den Musikanten hinüber, das letzte Stück springen sie sogar quer über die Wiese, so daß der Wiesenbesitzer drohend mit den Händen ans Fenster klopft.

Vor der Dorfschenke stehen diese Männer, dunkelhaarig und braungebrannt. Sie haben ein Kamel, einen Affen und einen Bären. Während der Dudelsack pfeift, macht der große täppische Bär auf der weißstaubigen Straße seine rührend unbeholfenen, schwerfälligen Schritte, und das Äffchen an seiner Kette springt auf dem Kamelrücken von einem Bein aufs andere und schneidet sonderbare Grimassen.

Anne schaut dem Bär in freudiger Erregung zu, und sie glaubt, daß es beneidenswert sei, von Haus zu Haus durch die Welt zu tanzen, und sich bewundern zu lassen. Sie sieht nicht die müde Sehnsucht, die in jedem Schritt liegt. Aber als der Bär den Tanz beendet hat und mit

geſenktem Kopfe auf der Straße ſteht, nimmt ſie Andreas beiſeite und ſagt bekümmert:

„Du, er ſieht traurig aus."

„Er wird Hunger haben," ſagt Andreas gewichtig.

„Wir wollen ihm etwas zu eſſen kaufen", rät Anne.

Sie ſuchen in ihren Taſchen nach Geld und gehen zuſammen zum Bäcker. Sie ſind unſchlüſſig, ob ſie Semmeln oder Kuchen nehmen ſollen. Es liegt ganz friſcher Mohnkuchen auf dem Ladentiſch. Sie entſchließen ſich für dieſen.

Wieder ſtehen ſie vor dem kleinen Bärenführer. Sie ſagen zu ihm, er ſoll den Kuchen dem Tier zu freſſen geben. Das iſt ſehr viel verlangt und erfordert Überwindung für einen armen kleinen Straßenjungen. Er betrachtet erſt den Kuchen, dann die Kinder und lacht verſtohlen. Langſam zerteilt er den Kuchen in zwei Teile und pfeift dem Bär, der mit halbgeſchloſſenen Augen und geſenktem Kopf daneben ſteht.

„Da Belli freß!" ruft er und ſtreckt ihm den Kuchen entgegen. Ehe der Bär aber nahe iſt, ſteckt er ſich beide Teile in unglaublicher Geſchwindigkeit ſelber in den Mund.

Der Bär iſt nun ſtehengeblieben und ſenkt ſeinen Kopf wieder, als ſei er viel zu ferne dieſen Dingen. Andreas aber, mit lautem Geſchrei ſtürzt ſich auf den Jungen und packt ihn. Der Junge, der Andreas um Kopfeslänge überragt, wehrt ſich und balgend liegen beide in dem Straßengraben. Georg haut noch darauf und Anne ſteht, die Brüder anfeuernd, daneben.

Doch da kommt der Dudelſackpfeifer mit Rieſenſchritten. Er hat ſeinen Dudelſack auf die Erde geſtellt, ſo daß der letzte Ton quietſchend verklingt. Er reißt die

Buben auseinander, gibt jedem eine Ohrfeige und sie taumeln auseinander.

Andreas steht da, hochrot und schwer atmend, er sucht in seinem Gedächtnis nach allen Schimpfworten, die er weiß. Und Anne, die sich zwar hinter Georg versteckt hat, wiederholt zur Bekräftigung jedes Wort.

Sie sind noch über und über erregt von dem Betrug, dem sie zum Opfer fielen, da sehen sie schon etwas Neues.

An dem kleinen, vergitterten Spritzenhaus, das auf den Feuerwehrübungsplatz hinter der Dorfschenke liegt, stehen eine Schar Dorfbuben und schauen neugierig durch das Gitter.

„Sitzt wieder eener drin, sitzt wieder eener drin!"

Aufgeregt winken sie Anne und die Brüder herbei, und vergessen sind Dudelsackpfeifer und Bärenjunge.

Anne läßt sich ein wenig hochheben. Tiefernst und bebend schaut sie hinter das Gitter zu dem Gefangenen, der auf der kleinen Holzbank sitzt und an einem Stück trocken Brot kaut. Was für verfitzte Augenbrauen er hat! Und wie geringschätzig er alle mit den kleinen Augen anblinzelt.

„Guten Tag!" sagt sie scheu und leise.

Doch Andreas schiebt sie beiseite.

„Wie heißen Sie denn?"

Der Gefangene, der an das Gitter kommt und belustigt zu den Kindern herausschaut, sagt: „Brettschneider."

„Grade wie unser Onkel," stellt Anne erfreut fest.

Doch Georg setzt das Gespräch fort.

„Haben Sie gemaust?" fragt er geheimnisvoll.

Aber er hört keine Antwort, nur unverständliches Murmeln und Schmatzen. Er kann auch nicht weiter

fragen, denn über die Wiese herüber klingen von fern Mutters Rufe:

„Georg, Georg, Andreas, Anne, Anne!“

Das ist Mutter, die zum Schlafen ruft. Sie steht am Gartentor, späht nach allen Seiten und ruft durch die hohle Hand. Das ist immer der Schluß von den erlebnisreichen Sommertagen. Aber im Sommer muß sie lange rufen, bis alle Kinder wieder daheim sind. Denn hier im Dorf geschieht immer etwas, und die Kinder sind in der Nachbarschaft verstreut, oder sie folgen den Musikanten und Landstreichern nach, die dieses Dorf so zahlreich hat.

Aber sie wissen trotzdem, daß man Mutter nicht warten lassen darf, besonders nicht an einem so wichtigen ersten Tage, wo noch keine rechte Ordnung herrscht im Haus.

Anne spürt auch nach all dem Überfreuen jetzt ein Erschlaffen und eine Schlaftrunkenheit. Die Sonne liegt schon tief hinter den Bäumen, und der Himmel trägt Abendrot. Sie laufen über den Wiesenhang nach dem Haus hinüber, Anne klettert folgsam die steile kleine Holztreppe hinauf und steigt zum erstenmal wieder in die grüngestrichene Bauernbettlade mit den lustigen Blumenmalereien und der alten Jahreszahl. Und wenn sie in diesem Bett steht, kann sie an die schräge Decke greifen und im Liegen sogar noch zum Dachfenster hinaussehen. Die Bettelmusikanten sind weitergezogen, auch die Dorfbuben haben sich verlaufen, aber drüben im kleinen Spritzenhaus sitzt noch Herr Brettschneider. Anne sagt „Herr“ Brettschneider, der gemaust oder gebettelt hat?

Sie hört bekannte Geräusche, die sie beglücken und die anders sind als in der Stadt. Der Wald rauscht von fern, die Zweige der Birke streichen über das Schieferdach. Sie soll noch ihr Abendgebet sprechen. Und sie

will Gott wie allabendlich um etwas bitten. Aber sie sagt nur noch „lieber Gott . . .“ Denn hier wußte sie nicht, um was sie ihn in all dem Reichtum noch bitten sollte.

Jeden Sonntag steht Anne, in einem sauberen, sonntäglichen Kleid, Andreas an der Hand, oben auf dem Berge, der vom Dorf herunter in die Stadt hineinführt. Sie sieht angestrengt die Straße entlang. Die Kirchgänger kommen den Berg herauf an ihnen vorbei. Anne hat aber nicht acht auf sie, denn nun sieht sie einen Wagen ins Dorf biegen, mühsam beginnt er die steile Berghöhe zu nehmen. Der Kutscher verläßt den Bock und steigt herab, um neben den Pferden auszuschreiten, damit sie es leichter haben. Und noch ein anderer steigt heraus. Das ist Vater.

An Sonntagen ist sein Besuchstag. Solange Großmutter noch lebte, kam auch sie mit ihm heraus. Sie saß zwischen lauter Paketen und dem großen Sonntagsbraten, den sie an diesen Tagen fertig mitbrachte.

Die Kinder gehen immer dem Wagen entgegen. Sie werden hochgehoben, geküßt und in dem Wagen zwischen den Paketen sicher gesetzt. Dann geht es im Trab ins Dorf hinein. Mutter steht schon am Gartentor. Zuerst wird der Braten herausgeholt und eilig auf den Ofen gesetzt. Dann kommt die ganze Fülle der andern Pakete.

Da sind Äpfel aus der Stadt, da ist der Kuchen, da ist der Wein. Schließlich weiß man gar nicht mehr, was in dem und jenen Paket ist.

Den ganzen Tag wird gegessen und geredet. Vater muß alles anschauen, was in der Woche gewachsen und gereift ist. Von allen Seiten ruft es: „Vater. Sieh mal,

Vater komm mal . . ." Bis es dann am Abend heißt: „Der Wagen ist angespannt" und die ganze Sonntagsherrlichkeit schon wieder verklingt.

Sie fahren noch ein Stück im Wagen mit der Mutter zum Dorf hinaus, um Vater zu begleiten. Aber unten, an der letzten Straßenbiegung, neben der Kirche, müssen sie aussteigen und den Weg zu Fuß zurückgehen.

Dieser Weg dauert sehr lange. Denn Mutter bleibt oft stillstehen, um verstohlen in die erleuchteten Fenster zu sehen. Dabei wird sie noch lebhafter als sonst. Es beschäftigt sie plötzlich, was die anderen Leute tun.

„Nun, sieh doch nur, jetzt essen sie erst Abendbrot. Und wie gut es hergeht. Ich sag' ja, frische Wurst haben sie und sie klagen überall und lassen sich bedauern. Aber sie schneiden die Stücke dick, sehr dick."

Mutter schlägt die Hände ineinander vor Staunen und Verwunderung, als hätte sie selbst noch niemals frische Wurst gegessen.

Anne lugt auch mit über die Zäune durch die kleinen erleuchteten Fenster. Sie sieht darin fremde Menschen um Tische sitzen und sich im Lichtschein bewegen. Und alles, was sich hinter den Fensterscheiben bewegt, erscheint ihr durch das geheimnisvolle Spähen unwirklich und erstaunlich, aufregend, fremd.

Aber die Mutter steht schon wieder vor einem andern Haus.

„Und seht ihr, der alte Ender, natürlich, der sitzt am Feierabend noch am Webstuhl. Sicher muß er morgen Ware abliefern. Weshalb tät er es wohl sonst. Oder ob die Schwiegertochter ihn knapp hält?"

Anne schaut mit Mutter von Haus zu Haus in alle erleuchteten Fenster. Das ist wie etwas Verbotenes, Ge-

heimnisvolles und sie möchte immer wieder vor ein neues Haus.

Aber man trifft eine alte Dorffrau, und Mutter zieht es vor, mit ihr zu sprechen, über das Wetter und über die Saat und den Blumengarten vorm Haus, und sie spricht auch von dem alten Ender, der noch nach Feierabend weben muß und über die Kätners und ihre dicken Wurstscheiben.

Das ist langweilig für Anne und sie läuft in der Zeit weiter vor die erleuchteten Fenster oder versucht über die Zäune zu steigen, bis sie müde und ungeduldig wird und heim will.

Manchmal, wenn Anne am Morgen aus dem Schlaf aufweckt, steht Minna vor dem Bett und sagt geheimnisvoll:

„Nun aber heute aufgepaßt und nur im Garten geblieben, denn es sind Zigeuner im Dorf."

Zigeuner! — Anne springt sofort aus dem Bett und schaut zum Fenster hinaus. Da sieht sie die Wagen und Zelte, zwischen denen bunte, verlumpte Gestalten einhergehen, auf dem Feuerwehrübungsplatz stehen.

Zigeuner sind das, was sie voll Angst und Zuneigung liebt und die zu dem Sommer gehören. Sobald solche Völker im Dorf sind, kommt in ihr Gemüt dieses Gemisch von widerstrebenden Gefühlen, die sie beinah bedrücken, wie etwas Verbotenes. Denn die Nächte danach muß sie immer an Zigeuner denken, und ganz im allerheimlichsten Gedanken ihres Innern hat sie sich ausgemalt, ein Zigeuner entführte sie. — Und es soll vorkommen, daß sie das tun. Minna hat es erzählt. Diesen Gedanken kann sie weit ausspinnen, mit allen

Schauerlichkeiten und Reizen, den er enthält. Sie würde sich aber den Zigeunern sehr unentbehrlich machen und von ihnen geliebt werden. Und dann würde sie viel fremde Länder sehen, immer durch Dörfer und Städte ziehen, bis an die Donau. Unendliche Möglichkeiten schließt für sie der Gedanke ein, einmal mit den Zigeunern zu verschwinden und an die unbekannte Donau zu gelangen. Das sind Gedanken, die sie nicht laut werden lassen darf, weil sie sich sehr schuldbewußt dabei vorkommt, die aber doch ungemein beglückend und verlockend für sie sind.

„Minna," ruft die Mutter, während sich Anne eilig anzieht, „schließen Sie aber auch gleich das Gartentor zu und nehmen Sie die Wäsche von der Leine."

Als drohe eine Feuersgefahr und gälte es zu retten, was noch zu retten ist, so erregt laufen Mutter und Minna mitsamt den Kindern durcheinander.

Und Minna fängt an, schauerliche Geschichten von den Zigeunern zu erzählen, während die Kinder atemlos zuhören. Minna erzählt immer wieder dieselben Geschichten von Zaubertränken, behexten Frauen, geraubten Kindern und Brandstiftungen. Alles, was es in der Welt Schlechtes gibt, geht bei ihr auf Kosten der Zigeuner.

„Aber Minna," ruft Mutter manchmal warnend dazwischen, „mein Gott nochmal, erzählen sie doch den Kindern nicht so unsinnige Geschichten, an die man gar nicht glauben kann."

Aber in der nächsten Minute erzählt Mutter ebenso schauerliche Geschichten und sie lugen dabei über die Zaunspitzen hinweg zu den Zigeunern, die auf der Dorfstraße einhergehen.

Wenn Anne und die Brüder recht gebettelt hatten, durften sie an der Hand von Mutter und Minna auf den großen Lagerplatz hinübergehen und dann sehen sie in die Feuer, die die Zigeuner abbrennen.

Minna läßt sich von einem kleinen, bunten, im Käfig eingesperrten Vogel einen farbigen Brief geben. Unter unaufhörlichem Gelächter und Gekicher macht sie ihn auf und liest ihn. Anne will das Bild sehen, was darin ist; sie weiß ganz genau, daß es ein Mann ist, und daß dieser Mann Minnas zukünftiger Schatz und Liebster sein soll. Sie kann es sich nur nicht erklären, wie das zugeht und bekommt ein andächtiges Gefühl vor dem Zaubervogel. Sie möchte genau wissen, wo der Mann lebt und wann er kommt, um Minna zu heiraten.

Eine alte Zigeunerin nimmt Mutters Hände und fährt mit einem leichten Stecken darüber, und dabei murmelt sie allerhand Bedeutsames, während Mutter ein sehr wichtiges Gesicht macht, und manchmal seufzt sie auch dabei. „Ja, ja." „Sie haben recht. Es wird schon so sein."

Schließlich lassen sich Mutter und Minna noch getrocknete Blätter geben zum Tee. Wenn man den in den Vollmondnächten zwei Stunden vor Mitternacht trinkt, soll man schön werden und üppigeren Haarwuchs bekommen.

Die ganzen nächsten Tage fragt Anne jeden Abend: „Mutter, trinkt Ihr heute den Tee?" Und sie schaut noch eine Weile neugierig auf Minnas dürftigen Haarknoten, ob er schon zu wachsen beginnt, bis sie es wieder über anderen Dingen vergessen hat.

Diese Zigeuner kamen alle aus Ungarn und Böhmen, über die Grenze, die nur einige Schritte vom Haus entfernt war, und über die auch die Dudelsackpfeifer

und Bettelmusikanten kamen, und über die sie immer wieder wie etwas Fremdes, Verbotenes hinausgewiesen wurden.

Jede Woche einmal mußte Anne mit Mutter oder Minna in dieses fremde Land hinein einkaufen gehen, weil man dort, das fand Mutter, besser und billiger kaufte.

Das Allerschönste aber war, wenn Mutter das Zollhaus links liegen ließ und heimlich etwas durch den Wald trug. Es waren nur kleine, harmlose Näschereien, Virginias für den Vater, ein paar Zuckerbäckereien oder eine Flasche süßen Ungarwein. Aber dann konnte man sich ängstlich umsehen, ob nicht irgendwo zwischen den Büschen der uniformierte Zollbeamte lauerte, oder ob er in seiner kleinen Waldhütte unter den Felsen saß; und man suchte sehr eifrig Pilze, und machte ein ganz harmloses, unschuldiges Gesicht, wenn ja einer dieser Männer auftauchte.

Der Kramladen der Frau Josephine Stephanie Plascheka, in dem man alles kaufte, war wie kein anderer Laden bunt und reich. Jedesmal bekam Anne eine Tüte etwas klebriger Bonbons für den Rückweg, die Frau Josephine mit einer Art von Feierlichkeit aus der großen Glasbüchse nahm, während sie Anne über die Brille weg ansah.

„So, mein Engel, mein Hascherln du, das ist für den Heimweg."

Sie hatte schneeweißes Haar, trug einen bunten Unterrock — er war unten mit roten Bogen versehen —, eine weiße Nachtjacke, und auf ihrem Kopf saß eine ebenso weiße Nachtmütze mit Spitzen. Anne glaubte immer, sie sei erst aus dem Bette aufgestanden.

In diesem Grenzdorf war es nicht sauber und schön wie in ihrem Dorf. Alles sah ärmlich, schmutzig und unordentlich aus. Es lag viel Geräte herum, und die Schweine wühlten in den Blumengärten oder auf der Straße. Auch die Menschen waren schlechter gekleidet.

„Das ist böhmische und tschechische Wirtschaft!" sagte Mutter. „Was will man da machen? Gott hüt uns vor den Tschechen."

Aber Anne fand es schön und liebte auch dieses Grenzdorf.

Das Schönste aber, und schöner noch als das Grenzdorf mit seinen Heimlichkeiten und all den fahrenden Völkern, waren in diesen Sommermonden die Spiele, diese Spiele, die ihre Tage erfüllten.

Da gibt es einen alten verdorrten Pflaumenbaum, der auf der Wiese liegt und Brennholz werden soll. Aber noch ist er ein Vogelnest, in dem Anne mit Andreas wohnt und seit einigen Tagen Vogel ist. Sie füttern sich gegenseitig mit Beeren, Gras und Gänseblumen. Sie verschlingen alles, was der eine oder andere mit schlagenden Armbewegungen bringt. Ganze Tage fliegen sie auf der Wiese herum, fliehen vor der Katze und verzehren, was ihnen nur halbwegs eßbar erscheint. Um einen erkennbaren Vogellaut von sich zu geben, klappern sie wie Störche. Störche müssen aber auch kleine Kinder bringen, und das gibt ein neues Spiel.

Sie teilen sich in eine Storch- und Menschengruppe, damit auch einer da ist, dem man die Kinder bringen kann.

Anne gehört zur Menschengruppe. Sie geht durch den Garten und sucht ein Haus. Das Schuppendach,

das etwas schräg am Haus anhängt, erscheint ihr am schönsten dazu. Die Treppe muß eine Leiter hergeben, und um einen abgeschlossenen Raum zu gewinnen, wird über das hervorspringende Dach ein Stück alte Sackleinwand gehängt. Eifrig schleppen sie Puppensachen, Geschirr und Betten herauf. Die Puppen selber werden nackt ins Storchnest gelegt, und das Spiel kann beginnen.

Aber plötzlich wird Anne ganz aufgeregt und sieht den ihr zugeteilten Ehemann an.

„Wir müssen doch erst heiraten und Hochzeit halten!"

Beinahe hatten sie das vergessen. Nun ist wieder ein Tag mit der Hochzeit ausgefüllt. Jetzt muß Mutter mitspielen und der Pfarrer sein. Sie zieht den schwarzen Regenmantel an, hängt sich ein weißes Taschentuch zum Hals heraus, und auf den Kopf setzt sie die umgekehrte Schülermütze von Paul. Auch die andern haben sich verkleidet. Anne trägt ein langes, schleppendes Gewand. Sie geht ernsthaft mit gemessenen Schritten im Hochzeitszug an der Seite des etwas verlegen einhergehenden Dorfbuben auf die Straße hinaus. Dem Herrn Pfarrer ruft man noch zu:

„An der ersten Kastanie ist die Kirche."

„Nun müssen wir singen." — Anne wendet sich nach den andern um.

La, la, tatatata.

Und die andern setzen ein, gleichgültig in welcher Stärke und welchem Ton. La, la, tatatata. Ganz hingegeben singen sie das zu ihrem feierlichen Schreiten. Rings auf den Feldern und Wiesen sehen die Dorfleute von der Arbeit auf und schauen dem ernsthaften Hochzeitszug nach, während der Hochzeiter alle zu Neugierigen mit energischem „Weg hier" beiseite jagt.

Nun ist man verheiratet und die Kinder dürfen kommen.

„Daß ihr aber nichts davon merkt und dabei schlaft!“ ruft der Storch noch unvorschriftsmäßig von unten herauf.

Anne kneift gehorsam die Augen zusammen und liegt an der Seite ihres angetrauten Mannes. Sie wartet und lauscht, auf welcher Seite der Storch heraufklettern wird, denn, daß er nicht wie ein Mensch die Leiter steigt, ist sicher. Nein, schau, er kommt sogar von oben. Er ist an der andern Seite heraufgeklettert. Er hält das Kind zwischen seinen Zähnen. Mit den Händen klammert er sich an die Dachrinne. Anne schaut verstohlen zwischen den Augenlidern hervor. Diesen Augenblick der Gefahr muß sie sehen.

Nun läßt er das Kind das Schieferdach herunterfallen und klappert dazu.

„Kinder, Kinder,“ ruft Mutter von unten. „Mein Gott, der Andreas stürzt ab.“

Sie läuft angstvoll am Haus entlang.

„Mutter, laß mich doch in Ruh, ich bin jetzt Storch.“

Andreas ist unwillig und hört nicht auf Mutter.

Anne schüttelt unterdessen den Schlafenden. „Mann wach auf, wir haben ein Kind bekommen. Denke dir doch ein Kind, welche Überraschung!“

„Ja, seh einer an, was du sagst, wir haben ein Kind.“

Sie steigen die Leiter herab und verkünden überall: wir haben ein Kind.

Jetzt muß eine große Taufe stattfinden, mit Gesang und Predigt und vielem Essen.

Dann kommen immer mehr Kinder, denn jeder will einmal Storch sein und einmal Mutter. Sind es zu

viel Kinder, muß man ein Kind sterben oder verunglücken lassen.

Es tauchen die Möglichkeiten von Arztspielen auf und vom Krankenhaus. Es können auch wilde Tiere kommen, der Wald ist noch unerforscht.

Anne geht, ihr Kind auf dem Arm, in diesen Wald hinein. Sie singt: Schlaf, Kindchen schlaf. — Aber sie schaut heimlich mit klopfendem Herzen in das Gebüsch, denn sie weiß, der Bär wird kommen, sie weiß nur nicht, wann und wo.

Als er kommt und sich auf sie stürzt, um ihr das Kind zu entreißen, kämpft sie leidenschaftlich mit ihm.

„Nicht doch, sagt sie, nicht doch!"

Aber er bleibt Sieger und trägt in seinen Zähnen das Kind davon.

Sie schreit auf und ist so erschrocken von diesem Überfall, den sie doch zwar erwartet hatte, daß sie dem Bär laut klagend nachläuft.

Es folgt eine aufregende Bärenjagd. Mit Knüppeln bewaffnet jagen sie gemeinsam durch den Wald. Keine Halde ist zu steinig, daß sie nicht herabrutschen könnten, keine Halde so bemoost und bevölkert von Asseln und Spinnen, daß sie sich fürchteten hineinzudringen. Wie schlägt Annes Herz bei diesen Verfolgungen! Ihre nackten Knie werden die Schrammen nicht mehr los. Sie sieht keinen der Menschen, die mit Rucksäcken und Bergstöcken rings auf den Wegen fröhlich zur Höhe steigen. Sie lebt in einer Zeit, wo solche Menschen noch nicht vorhanden waren. Der ganze große Wald ist ihr Wald, und gehört nur ihnen allein.

Eines Tages findet Anne auf den Waldwegen ein Stück abgebrochenen Schlauch. Anne ist immer darauf

bedacht, alles, was andern Menschen Abfall ist, aufzuheben und ihm neuen Sinn und Zweck zu geben. Sie steht darin ihren Brüdern um nichts nach. — Und während sie ihn prüfend durch die Hände gleiten läßt, weiß sie, er wird ein herrliches neues Spiel geben: „Feuerwehr."

Von da an ist Familie spielen, sterben und geboren werden unwichtig. Es gibt tagelang nur noch Feuersbrünste. Sie brennen ab, mit der ganzen Schauerlichkeit und dem Wehgeheul, daß diesen Unglücksfällen beigegeben ist. Die Leiter wird krachend weggezogen, und man muß an Seilen zum Dach herunterklimmen. Die Kinder werden in ausgebreitete Tücher geworfen, man wird ohnmächtig dabei und muß Wiederbelebungsversuche machen. Auf dem Leiterwagen, das Schlauchende in der Hand, kommt die Feuerwehr angesaust, und mit „Zsch, Zsch" aus allen Mündern wird der Brand gelöscht.

So wohnen sie in allen Winkeln und Ecken des Gartens, und brennen immer wieder ab. Wie ein Verhängnis schwebt „abbrennen" über jeder Wohnung.

„Minna, nun denken Sie bloß, wir sind schon wieder abgebrannt!"

Anne steht, die Hände klagend von sich gestreckt, mit tieftraurigem Gesicht in der Stube und seufzt schwer.

„Spielt nicht immer mit so ernsten Dingen!" sagt Minna ärgerlich. „Die Frau soll euch das verbieten. Ich verstehe gar nicht, wie sie solche Sünde zulassen kann. Das ist kein Spaß, mit dem man spielt!"

„Spaß???" Anne sieht Minna erstaunt an. „Ja, glauben Sie denn uns macht das Spaß." Sie schüttelt befremdet den Kopf.

Mutter verbot es allerdings an einem Tage, weil nun ihre neue Sommerlaube brannte und in Trümmer ging. Doch daran war die Axt schuld, die Georg sich aus dem Schuppen geholt hatte.

Erst schlugen sie nur scheinbar auf die brennenden Balken, als sie aber die Flammen immer sichtbarer leuchten sahen und immer grausiger um Hilfe riefen, schlug der Feuerwehrmann mit voller Kraft zu, und splitternd sprang das erste Dachbrett herab. Sie erschraken, und der Gedanke an Strafe, an Mutter stieg auf, aber es gab kein Halten mehr, denn schon war ein zweiter auf dem Dach. „Ho, ho, rettet, was zu retten ist. Schlagt zu, wir bauen es wieder auf!"

Nein, sie konnten wirklich nicht an Mutters neue Sommerlaube denken. Sie sahen sie ja brennen. Krachend stürzte Andreas durch die Dachöffnung ins Innere auf Tisch und Stühle. Aber auch er war so im Spiel, daß er noch immer weiter schlug, trotz blutendem Kopf, während Anne wehklagend um Hilfe rief.

Plötzlich kommt Mutter, eilig scheltend schon aus der Ferne. Sie hat einen festen Griff. Sie zieht Andreas aus den Trümmern, sie zankt, wie sie lange nicht mehr gezankt hat.

Wohl ruft Anne kläglich noch einmal: „Mutter geh weg, es brennt ja. Mein Gott du verbrennst, rette dich!"

Mutter sah es nicht. Es gab ernsthaft Strafe, und Feuerwehrspielen ist von da an streng verboten.

Nun folgen Tage, an denen man nicht weiß, was man machen soll. Kein neues Spiel lockt zunächst. Und was könnte man denn sonst tun als spielen.

Anne sitzt müßig auf der Wiese, springt eine Zeitlang über die Heuhaufen, vorwärts und rückwärts,

bummelt bei den Nachbarsleuten auf den Feldern herum, zielt Steine in den Brunnen neben dem Haus oder geht mit Georg und Andreas auf Molche und Salamanderfang, bis sie an einem neuen Tag im Wald eine Höhle entdecken, in der sie wohnen können.

Mit großer Kraftanstrengung schleppen sie Steine herbei, um den breiten Eingang durch eine Mauer zu verkleinern. Sie bauen Verstecke, meißeln Löcher aus, suchen sich Früchte und Kräuter zum Mahl, hissen eine brennend rote Fahne als leuchtendes Wahrzeichen, und sie liegen Stunden um Stunden in der heißen Sonne auf der Plattform des Felsens, bis einer sagt: „So, nun ist Nacht!"

Dann steigen sie in die Dunkelheit der Höhle, hüllen sich in Tannenzweige als Lagerstatt und spielen andächtig und ernsthaft „Nacht."

Sie hören es im Dorfe läuten, lauschen von fern dem Nahen des Zwölfuhrzuges und sehen die Waldarbeiter Mittag machen, aber sie selbst kehren nicht heim.

„Ich werde Krähen schießen gehen," sagt Georg entschlossen und zieht aus. Er kommt immer ohne Krähen wieder und bringt nur aufgelesene Früchte und erstaunlich bekannte Speisen von daheim.

„Woher hast du diese Dinge, Horokuzio?" fragten sie in möglichst tiefem Baß, denn sie sind ja Ritter eines vergangenen Jahrhunderts.

„Habe ich Pilgern abgenommen, vorn an der Wegbiegung," antwortet Horokuzio dumpf und triumphierend.

Sie speisen mit Genugtuung das geraubte Pilgeressen oben auf dem sonnigen Felsen, und kommen sorglose Touristen den Waldweg entlang, so rufen sie ihnen aus

der Höhe schauerliche Drohungslaute zu, die diese in ihrer Schrecklichkeit nicht erfassen, sondern mit fröhlichem Hutschwenken und Juhu beantworten. Dann ballen sie drohend ihre Hände in den blauen, ahnungslosen Sommerhimmel, an dem die Vögel kreisen, die Horokuzio ständig erlegen will und die er niemals trifft.

Aber auch das Räuberspiel wird eintönig. Das Spiel muß neuer und schauerlicher werden. Man kann nicht immer nur auf einem Felsen Tag und Nacht spielen, Vögel schießen wollen und nicht treffen. Darum verwandeln sich an einem Tage die Räuber und Raubritter zu Indianern. Einer nach dem andern läßt sich nun rauben, wird verfolgt, flieht und leidet Marter in Gefangenschaft. Sie ziehen noch tiefer in den Wald hinein, zwischen die hohen Farne, die etwas mehr nach Urwald aussehen, in schauerlich nasse Spinnen- und Asselhöhlen. Sie suchen Blindschleichen, die sich der Häuptling um die Arme ringeln muß. Man übt sich in Unerschrockenheit und endet schließlich durch Verbrennung am Marterpfahl. Auch Anne!

Sie steht im Qualm beißenden Kartoffelkrautes am Wäschepfahl angebunden und sieht ihre Peiniger mit Stürzen und Töpfen klingende Indianertänze tanzen. Und sie wartet, bis der Befreier kommt, der kühn über die Flammen springt und Anne im letzten Augenblick befreit und davonträgt.

Allerdings kann es auch geschehen, wenn das Spiel gar zu ernst und gefahrvoll wird, daß Mutter dann herzukommt und verbietend eingreift. Es kommen auch Augenblicke, wo Mutter stehenbleibt und erstaunt fragt:

„Mein Gott, was tut ihr eigentlich, soll das auch ein Spiel sein?"

Denn wenn nichts mehr ausreicht, um ihrer Phantasie zu genügen, toben sie in unerklärlichen Sprüngen und Bewegungen, sie brüllen, taumeln und torkeln und geben seltsame Laute von sich.

Sie können, wenn sie wollen, Tier sein und neben Troll in der Hundehütte ihren Mittagsschlaf halten, sie können Geister, Gespenster und Teufel werden. Unerschöpflich reich ist ihr Leben und ihre Phantasie.

Es gibt auch nichts, was sie nicht glauben und hoffen könnten. Besonders Anne ist voll Glauben und ohne Zweifel. Eines Tages trägt sie an der Seite von Nachbars Reinhard ihre kleine silberne Sparbüchse mit all den sauberen Nickeln mitten in den Wald und vergräbt sie unter den Bäumen. Weil Reinhard ihr erzählt hat, es wüchsen Fünfer dazu, er habe es schon ausprobiert. Sorgsam steckt sie Stäbchen an die Stellen, zum Zeichen, und Tag für Tag schleicht sie danach, gräbt mit ihren kleinen Fingern, schaut lange den Boden ab, bis sie eines Tages ängstlich die Brüder zu Rate zieht und an ihrem Gelächter erkennt, daß sie betrogen wurde.

„Er hat's aber doch gesagt, er hat es doch ‚gesagt'," versicherte sie immer wieder, und das war das Unfaßbare, das Anne nicht begreifen konnte.

Es gab außer dieser ureigenen Spielwelt, an der große Leute keinen Anteil hatten, aber noch eine andere Welt, die beglückend oder schauerlich war. Das waren die richtigen Feuersbrünste, Einbrüche und Diebesgeschichten.

„Tut tut tuuuuhhhut," heult das Feuerhorn schauerlich in der still verschlafenen Nacht.

Mutter ist schon aus dem Bett, sie hat sich ihre Bettdecke umgenommen und reißt das Fenster auf.

„Kosut," Kosut war der Feuerwehrhauptmann und Nachbarssohn. „Kosut, wo brennt's?"

Dann setzt Kosut das Horn vom Munde und erklärt, wo und wie, bevor er seine Kameraden weiter zusammenruft.

„Ist's weit, Mutter?" fragt Anne beklommen.

„Sehr weit," sagt Mutter, „hinterm Berg, unten im Unterdorf."

Das war beruhigend und man schlief wieder ein.

Aber eines Nachts war es doch nah, und diesmal waren sie sogar allein im Haus.

Minna hatte die Kinder zu Bett gebracht, weil Mutter mit Besuch über die Grenze gegangen war.

Anne hatte mit Andreas diese Abwesenheit benutzt, um sehr lange zu toben, und als sie endlich müde eingeschlafen war, wird sie plötzlich wieder munter. Es ist soviel Lärm im Hause. Was kreischt Minnas Stimme unten im Garten?

Anne setzt sich aufrecht ins Bett und lauscht.

„Wenn das die Frau wüßte, wenn bloß die Frau käme, wenn's nun überspringt, mein Gott, der Wind, und gerade heute der Wind."

Anne reißt die Augen immer weiter auf.

„Andreas, Andreas!"

Andreas steht schon mit bloßen Füßen am Fenster. Es ist fast hell im Zimmer, und das kann nicht der Mond sein. Es knistert und knackt, und es sind so viele Stimmen rings ums Haus. Das ist das Feuerhorn, was jetzt bläst: Tuhuhut, tuhut, und noch einmal tuhut tuhut. Und diesmal, weiß Anne, ist es nicht im Unterdorf hinterm Berg, es ist ganz nah, ist, jetzt kann sie es sehen, das strohbedeckte Nachbarhaus.

Sie fängt hilflos zu weinen an, doch da wird die Tür aufgerissen, Minna und die Frau vom Totengräber kommen herein.

„So," sagt die Frau, „so." Sie ist ganz außer Atem und schleppt Anne aus dem Haus in die Nacht hinaus, während Minna Andreas trägt. Anne weiß nicht wohin, sie hat die Hände vor das Gesicht geschlagen, um nichts zu sehen, und sie kommt erst wieder zu sich, als sie in Totengräbers rotkarierten Betten in der Dachkammer liegt und gegen den Schreck ein Glas Zuckerwasser zu trinken bekommt.

„Schlaft jetzt, schlaft," sagt die Frau und schüttelt noch einmal die Betten zurecht.

Aber Anne kann nicht schlafen, denn die zwei Kinder, die neben ihr liegen, finden es so vergnüglich, daß Professors Anne neben ihnen ist, und sie flüstern ihr immer wieder aufgeregt ins Ohr: „Du, es tut brennen, tut brennen bei Eilers neben euch."

Dann aber war doch alles versunken, und sie erwachte erst wieder, als Mutter sich über sie beugte und sie zurück in ihr eigenes reines Kinderbett trug.

Diese Nacht konnte Anne lange nicht vergessen. Sie konnte nun auch nie wieder Feuerwehr spielen, sondern sie fügte ihrem Abendgebet, leise, daß es niemand hörte, den Satz zu: „Lieber Gott, laß uns bitte niemals abbrennen."

Die Diebesgeschichte war gegen das Feuer lustig, obschon Anne auch in jener Nacht mit erschreckten Augen aus dem Schlaf aufwachte; denn sie sah plötzlich Mutter im Nachtkleid, einen Unterrock übergeworfen, aus dem Fenster springen, sie sah, daß sie einen Stecken in

der Hand schwang und hörte erschreckend heftige, derbe Worte und Flüche.

„Ihr Mausehaken, ihr Luders, Saubande ihr," schreit Mutter, „glaubt ihr etwa, weil lauter Weiber im Hause sind, die täten euch machen lassen, was ihr wollt. Raus aus meinen Kohlen, sag' ich. Ihr seid erkannt und ich zeig' euch an. Jawohl," schrie sie noch einmal, „ich kenne euch gut und weiß, wer ihr seid."

„Mutter, Mutter!"

Anne schreit verzweifelt nach dieser Mutter, die jetzt mitten in der Nacht draußen im Acker steht und den Dieben sogar nachjagt.

Minna kommt mit einer Kerze in der Hand.

„Ach, die Frau!" jammert sie, „ach, die Frau!" Und sie sieht wie Anne besorgt der Mutter nach. „Die wird sich noch ins Verderben bringen."

Endlich kam Mutter zurück und schwang sich ins Fenster hinein.

„Na du," fährt sie die zitternde Minna an, „hättest auch nachkommen können, damit man die Kerle wenigstens noch erwischte."

„Ach, daß mich der Himmel bewahr!" sagte diese erschrokken. „Mein Gott, was ist das für eine sonderbare Frau, mitten in der Nacht jagt sie diebischen Mannsleuten nach."

Mutter lachte, und dazwischen keuchte sie noch. „Was denn? Die haben sich vor mir mehr gefürchtet, als ich mich vor ihnen. Das ist ihnen sicher auch all ihr Lebelang noch nicht vorgekommen, daß sie vor einer Frau haben ausreißen müssen."

Mit einem kurzen Gute Nacht, als sei nichts geschehen, ging Mutter ins Bett zurück, während Minna kleinlaut und verwundert davonschlich.

In solchen Augenblicken wünschte Anne so zu werden wie die Mutter. Sie bewunderte sie und war stolz, solche Mutter zu haben.

Anne hatte aber auch viel zu lernen in diesem Dorfe. Jeden Tag einmal ging sie den Berg hinunter in die Schule, die am Dorfeingang neben der Kirche lag. Der Weg dahin war mit Pflaumenbäumen an den Straßenrändern begrenzt, und wenn Anne zur Pflaumenzeit diesen Weg geht, bleibt sie sehr oft stehen und sucht in den Gräben am Rande. Sie schüttelt wohl auch einmal heimlich und rasch am Baum und steckt sich die Schultasche voll Früchte. Dann zählt sie und überlegt, wie oft sie in der Schulstunde Kerne die Bänke entlang schnellen kann.

Diese Fragen beschäftigen sie mehr als das Lernen. Sie sitzt neben den Dorfkindern auf den abgenutzten Holzbänken, rechts die Mädchen und links die Buben, und versucht mit den nackten Zehenspitzen heruntergefallene Griffel und Gummis vom Vordermann aufzuheben, oder ihre Zehen, mit denen einer Nachbarin zu verknüpfen, bis der Blick des Kantors sie trifft, und sie die Beine ruhig halten muß.

Sie muß immer vorsprechen, was an der Tafel steht, denn Anne ist die einzige in der Klasse, die Hochdeutsch sprechen kann.

„Hört ihr," sagt der Kantor, „so muß es sein!"

Besonders gut kann Anne Gedichte sprechen, und wenn sie ein Gedicht gesprochen hat, sitzen die Kinder stiller und sehen sie bewundernd an.

Der Kantor geht, die Hände auf dem Rücken, durch den Raum.

„Ja, ja," sagt er, „sieh an! Aus dir kann noch einmal was werden. Ich meine, so etwas Kunstvolles."

In der Schulpause, wenn sie im Hofe spielen, kommen die Kinder zu ihr und versuchen, mit ihr Hochdeutsch zu sprechen, oder sie sagen auch: „Sprich doch nicht so vornehm, wir verstehen dich nicht!"

Dann gibt Anne sich große Mühe, so wie die Kinder zu „rollen." Sie verzieht krampfhaft den Mund und freut sich über jedes Wort, was den der Kinder ähnlich klingt.

Nach einer Zeit aber durfte Anne auf Wunsch von Vater und Mutter nicht mehr mit in der großen Klasse bei den andern Kindern sitzen, sondern mußte am Nachmittag zum Kantor ganz allein in sein Arbeitszimmer kommen.

Diese Kantorwohnung lag über der großen Schulstube. Die Treppe zu ihr war immer frisch gekalkt und sah im Gegensatz zu der Schultreppe sauber und blendend weiß aus. Auch der Duft in der Kantorswohnung war anders, als unten in den Schulräumen, wo es nach viel Körperwärme und alten, ärmlichen Kleidern roch.

Wenn die Schulkinder zum Kantor heraufsteigen, so spürten sie es vielleicht, denn sie zogen die Holzpantoffeln aus und tapsten in Strümpfen. Sie wischten sich vorher die Nase an den Rockärmeln und hielten die Hände auf dem Rücken. Und wenn sie klingelten, sprachen sie leise und taten einen besonderen Atemzug.

Es roch immer nach schwarzem guten Kaffee, wenn Anne am Nachmittag hereinkam. Der Herr Kantor saß in einer Sofaecke, neben einer hohen Zimmerlinde, er hatte seinen Kragen abgenommen und stopfte sich seine Pfeife.

Die Frau Kantor war eine kräftige, fröhliche Frau.

„So, so, da ist ja Professors Anne schon. Schön, schön, daß du pünktlich bist. Setz dich nur noch! Erst muß der Herr Kantor seine Vesperpfeife zu Ende rauchen. Der Mensch darf nie aus der Ordnung kommen."

Sie sprach etwas durch die Nase, laut und schnell.

Anne knickste und setzte sich gehorsam auf den angebotenen Stuhl und sah der Kantorsfrau zu, die eilig hin und her ging und das Geschirr in die Küche trug.

„Willst du ein Nusbrot?" Die Kantorin reichte ihr den Teller hin und Anne griff dankend zu.

Nun war die Wachstuchdecke, auf der eine Landkarte mit allen Eisenbahnlinien aufgedruckt war, mit einem Lappen abgewischt worden.

Aber Anne aß ihr Brot ganz bedächtig. Sie wollte damit den Stundenanfang hinausschieben. Doch wenn die Schulglocke erklang, das Kindergesumm im Hof unten plötzlich still wurde und stattdessen ein Getrapps von unzähligen Füßen anhub, setzte auch der Kantor sofort seine Pfeife zur Seite, stocherte sich noch einen Augenblick mit dem Zahnstocher die Zähne aus, fuhr mit der Handfläche über die Wachstuchdecke, ob sie auch wirklich sauber und trocken war, und rief Anne an den Tisch.

Die Kantorin kam auch wieder mit dem Strickzeug herein. „Man kann von allen profitieren," sagte sie, und setzte sich an das Fenster, das nach dem Dorfkretscham hinausging. Ihre Nadeln klapperten unaufhörlich, und wenn sie nicht über die Arbeit hinweg zur Dorfstraße herausblickte, sah sie Anne an und horchte auf deren Antworten.

Anne war eine gute Schülerin. Manchmal stand der Kantor mitten im Unterricht auf und sagte: „Fein,

Anne, brav. Hast du's gehört, Meta, sie begreift rascher, denn sie ist ein Herrenkind und kein Kartoffelbauerngöhr."

„Ja, ja, ich sag's immer, aus ihr wird etwas."

Wenn der Unterricht zu lange dauerte, und das geschah oft, dann stand die Kantorin auf und sagte: „Johannes, es hat bereits voll geschlagen von der Kirche drunten, die Klasse ist auch schon weg. Ich meine, du schickst das Mädel nun heim."

Dann zog der Kantor jäh seine Uhr aus der Weste und sagte: „Richtig, richtig. Wie die Zeit geht!"

Er strich sich mit der Hand über das Haar, sah nochmals zum Fenster an die Kirchenuhr, um diese mit der seinen zu vergleichen, und Anne durfte gehen.

Einmal im Jahre war das Schulfest.

Zwei Tage vorher hatten sie alle kleine, steifgeflochtene Zöpfe um den Kopf herum, die naß eingeflochten wurden und zum Korkenzieher gedreht weit abstanden. Wenn sie sich unterwegs trafen, so zählten sie sich gegenseitig die Zöpfe. Anne war sehr stolz, wenn sie einen mehr hatte als die andern. Am Fest selber war es, als sei jedes kleine Mädchen mit einem Heiligenschein umgeben, der nur aus dicken, krausen Locken bestand und auf dem zu oberst ein bunter Blumenkranz saß. In der Hand trugen sie feierliche Bänderstäbe und Blumenkörbe.

Auf dem Festplatz waren Buden errichtet, in denen man Sardinenbrötchen und warme Würste essen konnte, viel Cremschokolade und Brauselimonade und Johannisbrot. All die kleinen, weißgekleideten Mädchen und Buben im dunklen Sonntagsanzug liefen auf dem

Spielplatz durcheinander. Sie drehten am Glücksrad, würfelten um Kokosnüsse und Tassen und machten Ball- und Kreiselspiele. Der ganze Platz lebte in Gesang und drehte sich in fröhlichen Kinderspielen. Auf der einen Stelle sangen sie:

Wer sich ins Kloster will begeben,
In lauter Ruh und Einsamkeit.

Und wenn man eine Drehung nach links machte, hörte man sofort:

Dornröschen war ein schönes Kind,
Schönes Kind, schönes Kind.

In allen Tonarten hallt es durcheinander und dazwischen blasen die Trompeten und die Blechmusik.

Mutter geht neben dem Herrn Pfarrer und Herrn Kantor die einzelnen Stellen ab. Sie gehört mit zum Festkomitee und hat ein grünes Band an der Bluse. „Und nun die Gewinne und die Preise für die Knaben."

Sie packt mit an den schweren Kisten und schleppt sie auf den Festplatz. Dazwischen läuft sie wieder zu Anne und hat rasch etwas am Kleid festzustecken oder den verschobenen Kranz tiefer zu drücken.

Zum Schluß kommt die große Festwurst, nach der alle springen.

Der Herr Pfarrer stellt sich auf einen Stuhl und hält sie an einem dünnen Stecken. Die Kinder müssen sich um ihn herumstellen, und während er die Wurst über ihren Köpfen auf- und abschwingt, fangen sie an zu springen. Buben und Mädchen hüpfen mit offenen Mündern nach der tanzenden Wurst, und versuchen sie mit den Zähnen zu fassen. Wer die Hände dazu nimmt, wird ausgeschieden. Sie purzeln durcheinander und fallen dabei zu

Boden. Die Mütter stehen ringsum und können kaum mehr aufhören vor Lachen.

„Seht nur, seht, der Heinrich, und jetzt die Lotte, beinah. Was, der Kleine da, der Fritzel, schau, der hätte sie beinah gefaßt!"

„Lustig, tapfer!" schreit der Pfarrer und dirigiert auf und ab, daß die Wurst nur so fliegt.

Hat sie dann endlich einer im Munde, zu einem festen Biß, so bläst die Musik einen Tusch, und Mutter ruft nun: „Anne, Anne!"

Von da an darf sie nicht mehr mitspringen.

„Puh," sagt scheltend Mutter, „nun knappern all' die Münder an der Wurst. Findest du das schön?"

Anne findet es sehr schön. Sie würde gern noch weiter mitspringen und sie schaut sehnsüchtig an Mutters Hand nach der noch immer tanzenden Wurst hinüber.

Am Abend bei der Dunkelheit ist Lampionzug durch das Dorf. Sie tragen bunte Papierlaternen, überall ist Feuerwerk und sie singen:

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Waaaaaaaaandern.

Wenn sie damit fertig sind, kommt die „Wacht am Rhein" und „Ich hatt' einen Kameraden." Dazwischen rufen sie immer wieder: „Vivat, vivat hoch!"

Bis sie vor der Schule sind, haben sie alle Lieder, die sie kennen, durchgesungen und sind vom vielen Vivat-vivat-hoch-Schreien ganz heißer geworden.

Nachher kam das Erntefest und die Kirmes.
Das war mehr ein Fest für die großen Leute. Aber am

Tage vorher mußten die Schulkinder mit dem Kantor in die Wälder gehen und Zweige, Ranken und Blumen für die vielen Girlanden suchen, die gebunden werden sollten. Mit großen gefüllten Tragkörben kehrten sie zurück.

Anne suchte am liebsten Ähren und Kornblumen auf dem Felde, und sie brachte das alles den größeren Mädchen, die im Schulhof saßen und während sie Lieder sangen die Blumen einflochten.

Auch die Mutter und die Dorfleute kamen dazu, und stellten sich um die Arbeitenden. Dann sagte der Kantor wohl auch:

„Nun sollte uns aber die Frau Professorn was erzählen oder Gedichte sprechen."

„Ja, ja, das soll sie!" riefen alle. Denn alle wußten, daß sie das konnte. Wenn sie gut gestimmt war, hatte sie es schon hin und wieder in der Schule getan.

„Nein!" sagte die Mutter. „Das regt mich nur unnütz auf. Ich will nicht daran erinnert sein."

Sie bekam ein gerötetes Gesicht. Anne dachte nach, an was sie wohl nicht erinnert sein wollte. Sie hörte Mutter so gern sprechen. Dann war es nicht mehr ihre Mutter, sondern wieder das Bewunderungswürdige, Besondere.

Aber Mutter konnte dann die Hände zusammenschlagen, in Tränen ausbrechen, und sagen:

„Mein Gott, mein Gott, dahin ist es also gekommen, den Dorfkindern Verse zu sprechen, die sie ja doch nicht verstehen."

Meistens tat sie es aber doch, und dann sagte sie vorher — nur der Anne, dem Kinde zu Liebe, damit sie hört, wie schön die Sprache ist, wenn man sie pflegt.

Und Mutter stellte sich allein in die Mitte des Kreises unter all die Mädchen und Knaben, die zu ihr aufsahen. Die Dorfleute setzten sich ringsum und stützten die Hände auf das Knie.

„Kommt nur, kommt!" riefen sie auf die Straße hinüber zu den dort Einhergehenden. „Kommt nur, kommt, die Professorin spielt ein bissl Theater."

Mutter stand eine Weile sehr still. Anne hatte sich ganz in ihre Nähe gesetzt und wartete.

Dann fing Mutter an. Klar und weithin hallend war ihre Stimme. Anne war erstaunt, daß das ihrer Mutter Stimme war. Dieselbe, die sie den ganzen Tag sprechen hörte von früh bis abends.

„Nun was aus Tell!" sagte der Kantor, wenn sie mit einem fertig war. Er wollte immer Tell, jedes Jahr.

„Nein, lieber Maria Stuart," sagte Mutter leise, „Tell kennt Ihr doch!"

Und sie sprach, während sie aufwärts blickte, und ihr Gesicht so traurig wurde, daß Anne es nicht wieder erkannte — manchmal hob sie auch die Hände zum Himmel oder beugte sich nach vorn — alle Monologe aus der Maria Stuart.

Wenn Mutter aufhörte, blieb alles still.

Die Leute am Wiesenrand flüsterten: „Scheen, nee, ach Gott nee, scheen."

Und sie gaben ihre Bewunderung durch Handbewegungen und merkwürdig gluckſende Laute zu erkennen. Der Kantor aber sagte zu den Kindern:

„So, nun bedankt euch schön!"

Er gab mit der Hand ein Zeichen dazu, und alle huben im Chor einstimmig an, daß es weit ins Dorf hineinschallte:

„Wir danken auch der Frau Professorn recht schön."

Aber wenn das vorüber war, fing Mutter gleich an, mit den Dorfleuten über den vielen Kuchen zu reden, den sie für die Kirmesgäste backen müßten, und sie gaben sich gegenseitig Rezepte. Sie erinnerten sich daran, daß man auch noch die Gräber auf dem Friedhof schmücken müßte, und ob man nicht schon anfangen sollte, den Altar zu bekränzen.

Von der Kirche nebenan, durch das Geschwätz aufmerksam geworden, kam nun auch der Herr Pfarrer dazu, und wenn er die Mutter mit Anne unter den Leuten sah, so ging er auf sie zu und bat, ob die Frau Professor nicht morgen zum Erntegottesdienst singen möchte.

Dann schlug Mutter die Hände zusammen:

„Nein," rief sie, „nein, niemals mehr im Leben."

Aber der Herr Pfarrer bat immer wieder und darum versprach Mutter lächelnd zum Schluß: „Nun ja," sagte sie, „nun ja, zum allerletztenmal."

Immer sollte es das allerletzte Mal sein, aber jedes Jahr wieder sang Mutter zum Fest.

Anne und die Brüder durften mit zur Kirche. Sonst gingen sie nie zur Kirche.

„Wozu," sagte Mutter, „sie langweilen sich doch nur, und die frische Luft ist ihnen besser."

Aber an dem Tag saßen sie unter den andern Leuten im Gestühl und warteten, daß Mutter singen sollte.

Anne versuchte lange „ihre" Blumen am Altar herauszufinden. Doch hier in der Kirche sahen all die Blumen fremd und feierlich aus, so daß sie nicht mehr wußte, ob es „ihre" Blumen waren.

Während der Herr Pfarrer sprach, langweilte sich Anne, besonders weil er so lange sprach und keine Ge-

schichten erzählte, sondern fremde Dinge. Sie blickte ungeduldig nach der Empore und suchte nach Mutter, die neben dem Kantor und den singenden Schulkindern stand.

Jetzt trat Mutter frei an der Brüstung. Sie trug ein weit ausgeschnittenes schwarzes Seidenkleid und sah anders aus als sonst. Und wenn sie zu singen begann, konnte Anne sehen, wie ihre Brust sich hob und senkte und wie sie den Kopf zurückbog und leise in der Melodie hin und her bewegte.

Wenn sie nach dem Gottesdienst zusammen auf den Kirchplatz traten, standen die Leute noch in Gruppen zusammen und nickten oder knicksten vor Mutter. „Nee, es war so erbaulich," sagten sie und versuchten ihre Hände zu fassen. Die Männer zogen den Hut, und Mutter lächelte nach allen Seiten. Und Anne sah die Mutter an, als sollte sie etwas Neues an ihr entdecken.

Wenn sie groß wäre, nahm sie sich vor, wollte sie singen lernen wie Mutter, aber sie würde alle Tage singen und nicht nur zu den großen Festen.

Sie liefen nun schneller, um nach Hause zu kommen, denn bevor die Gäste aus der Stadt kamen, mußte ja noch die große Kuchenprobe stattgefunden haben. Und darüber vergaß Anne Mutters Singen und den Kirchgang.

Schon von ferne leuchtete ihnen über der Haustür ein Kranz entgegen. Den hatte die Totengräberfrau in der Kirchzeit über die Tür gehängt. Im Innern des Kranzes war ein Spruch:

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich."

Diesen Spruch holte sie sich nach dem Fest zurück, für das nächste Jahr.

Von allen Seiten kamen sie nun und brachten Kostekuchen. Es gab ganz besondere Dorfspezialitäten. Da war der sogenannte Kleckskuchen, der war bunt wie kein anderer. Streusel, Quark, Pflaumen, Zucker, Mandeln und Mohn, alles war auf diesem Kuchen.

„Nein!" rief Mutter bei jedem Kuchen, der ihr gezeigt wurde. „Was Sie für Farben und Muster haben. So einen schönen habe ich bald noch nicht gesehen."

„Aber nun kommt mein Kuchen," kommandierte Mutter dann.

Sie stand noch in dem ausgeschnittenen Kleid in der Stube und schob die Kinder beiseite, um Platz zu haben. Anne stellte sich sofort auf einen Stuhl, um über die vielen Köpfe hinweg auch etwas davon zu sehen.

„Los, angefangen!" schrie Mutter und schwang das Messer, um zuzuschneiden.

„Ah, oh!" riefen die Kinder, als der Schnitt getan wurde, als hätten sie noch nie Kuchen zerschneiden sehen.

„Nich' so viel, nich' so viel, Frau Professorn, der Herr Gemahl will auch noch was haben," wehrten die Leute ab, denen Mutter Kuchen in die Hand drückte.

Immer wehrten sie ab, während sie doch mit beiden Händen zugriffen oder schmatzend prüften.

Das ganze Haus roch nun schon nach frischem Kuchen, und aus der Küche stieg der Duft von Gänsebraten und Rotkraut.

„Mutter, mir auch ein Bitzelchen!" schrien die Kinder, und Anne kippelte ungeduldig auf ihrem Stuhl umher und streckte verlangend die Hände aus.

Dann erhielten auch die Kinder einen Probestreifen. Aber wenn sie ihn in den Händen hielten, mußten sie gehen, damit Mutter Zeit hatte, die Tische zu decken,

das Silber herauszugeben und all die Weingläser überzupolieren. Sie zählte aufgeregt an den Fingern ab, wieviel Personen kämen, und wie man am besten die Stühle stellen könnte.

Die Kinder mußten bis zum Dorfeingang den Gästen entgegengehen.

Sie liefen mit den eroberten Kuchenstücken eilig die Dorfstraße entlang, und freuten sich, wenn sie in bekannte Häuser gerufen wurden, um auch dort ihren Kostteil zu erhalten.

Am Abend bei der Dunkelheit gab es Feuerwerk.

„Tut ihr heuer wieder illuminieren?" fragten schon am Morgen die Dorfkinder, und sobald es dunkel wurde, fanden sie sich am Wiesenrain außerhalb des Zaunes zusammen.

Vor jedes Fenster hatte Mutter ein Brett mit sechs bis sieben Wachskerzen gestellt. An den Bäumen hingen Lampions und Feuerräder, und im Blumengarten leuchten Rot, Gelb und Grünfeuer auf. Aus der Wiese fuhren Raketen hervor, und die Dorfjugend schrie immer: „Au, eene Gelbe, nee, eene Rute."

Dabei kamen sie mehr und mehr in Erregung. Und wenn ihre Freude den Höhepunkt erreicht hatte, ließ Mutter Knallfrösche unter sie los und schüttelte sich vor Lachen, wenn die Leute kreischend auseinander fuhren, und die Buben Sprünge machten.

Die Frauen fingen an, die Lichter in den Fenstern zu zählen, aber bei dreißig verzählten sie sich stets, und begannen wieder von neuem. Schließlich brannte etwas an oder ging zur unrechten Zeit los, und zuallerletzt hob ein Gelaufe und Gehetze an, weil es höchste Zeit zum Zug war oder die Wagen vorfuhren.

„Kinder, pflückt noch Sträuße im Garten, zum Mitnehmen. Minna, rasch Kuchen einpacken, und dann soll mein Mann den Rest von der Gans mitnehmen, den kann er sich wärmen lassen."

Mutter sprang hin und her und wußte nicht, was sie zuerst tun sollte, während die Gäste sich anzogen und die Dorfleute am Zaun sich befriedigt verliefen.

Lag Anne dann spät am Abend im Bett, so stellte sie mit Andreas als größten Gewinn dieses Tages triumphierend fest, daß sie heute am längsten aufgeblieben waren, von allen Tagen ihres Lebens. Sie schnupperten noch den Eß- und Kuchenduft und den Geruch der abgebrannten Feuersachen.

Jetzt beginnt man das Obst abzunehmen und die Kartoffeln auszumachen. Überall werden die großen Leitern angelegt, und die Kinder dürfen Fallobst auflesen gehen. Auf der Landstraße sind die Kastanien reif geworden. Paul und Georg klettern hinauf, um sie abzuschlagen, oder sie werfen mit Steinen danach. Am Morgen kommt es darauf an, wer zuerst unter den Bäumen ist und die meisten auflesen kann.

Die Blumen sind verblüht, das letzte Gras ist von der Wiese, die Früchte von den Bäumen, nun hebt die Erde wieder an zu duften, fast wie im Frühjahr, nur noch stärker und würziger, durch die viele Reife. Dazwischen mengt sich der Geruch des fallenden Laubes und manchmal liegen auf diesem Laub am Morgen von Wespen angenagte, überreife Birnen.

Auch das Karussell und die Luftschaukel, die zur Kirmes auf dem Feuerwehrübungsplatze standen, sind nun abgebrochen. Anne hat das abziehende Karussell ein

Stück zum Dorf hinausbegleitet und sie ist wieder traurig wie nach Weihnachten. Es gibt keine Pflaumen mehr in den Straßengräben aufzulesen. Von den Kartoffelfeuern, die auf den Feldern brennen, liegt ständig ein leiser Duft über dem Dorf. Es riecht nach verbrannter Erde. Anne zieht diesen Duft sehr tief ein. Sie liebt es, neben den Feuern zu sitzen, mit Stecken darin herumzustochern und aufzupassen, ob schöne Flammen schlagen, oder den ganz verwegenen Dorfbuben zuzuschauen, die über die Flammen springen.

„Kinder!" Mutter riecht an ihren Kleidern und fängt an zu schelten. „Ihr riecht immer wie abgebrannt. Man bekommt das ja gar nicht mehr aus euren Sachen."

Die kalten Herbstnebel ziehen über die Berge und hüllen alles ringsum in rieselnde Feuchtigkeit. Wenn der Nebel sich um Mittag auch für kurze Zeit teilt, man bekommt so rasch kalte Fingerspitzen und die bekannte, ein wenig laufende Schnupfnase.

Mutter sagt: „Schnippt nicht so!"

Auf der Dorfstraße stehen die Kinder frostig herum. Sie sind noch immer barfuß und in leichten Sommerkleidern. Sie stecken die Hände in die Taschen und wissen nicht, wie sie sich in den Übergang finden sollen. Aber eines Morgens laufen sie doch schon mit dicken Winterhauben auf den Kopf herum, und dann sagt Mutter: „So, nun ist's Zeit, nun gehen wir heim zum Vater in die Stadt, in die warme Stube."

Und darum kam wieder der Bretterwagen, und Kisten und Kasten wurden aufgeladen.

„Nee, guckt ock, Professors laden uff."

Von allen Seiten eilten die Dorfbuben herbei, turnten über die Koffer und Kisten, halfen mit anfassen und

setzten sich zuletzt auf die Wiesen, die nun ganz voll braungelber, fleckiger Blätter lag. Und dann brachte Minna alle übrigen Reste an Eßsachen heraus und sie durften die Töpfe und Kasserolle ausschlecken, den Marmeladenrest auslöffeln und die Milch austrinken.

Zuletzt wurden die Fenster mit Holz verschlagen, die Türen geschlossen und die Wasserleitung abgedreht. Auch die Nachbarinnen kamen, hielten die Hände unter der Schürze, denn sie froren.

„Nee seht ock, Professors ziehn ab, nu wird's weiß Gott Winter."

Dann reichten sie alle Mutter noch einmal die Hand und drehten sie zwischen ihren Fingern.

„Na, da laßt's euch nur gut gehen, und woll'n mir hoffen, daß mir gesund bleiben allmitsammen."

„Hüh," sagte der Kutscher, „hüh."

Er schwang die Peitsche, und die Pferde zogen an.

Die Dorfkinder sprangen schreiend noch ein Stück neben dem Wagen her.

Dann blieben sie in der Ferne zurück und kehrten sich um.

Anne saß zwischen den Koffern dick verpackt. Sie wußte nicht, sollte sie sich der Lust der augenblicklichen Fahrt hingeben, der Hoffnung auf kommende Winter- und Weihnachtsfreuden, oder mit Trauer in die entschwundene Sommerherrlichkeit und Freiheit zurückdenken.

3

So wechselten Sommer und Winter.

Anne war schnell gewachsen, hatte schlenkernde Armbewegungen und hüstelte viel. Aber dann war eines Tages etwas Neues eingetreten. Aus dem Hüsteln war eine hartnäckige Krankheit geworden, und Anne lag seit Wochen im Bett.

Sie konnte jetzt stundenlang in ihrem Kissen liegen, den Kopf dem Fenster zugewandt halten, und sie sah durch die Scheiben wie draußen Schneeflocken fielen, kamen und gingen, wie Spatzen sich auf Telegraphendrähte und Dachrinnen setzten, aufplusterten und wieder davon flogen. Sie hatte nach nichts anderem Sehnsucht. Kein Spiel lockte sie mehr. Kein Kinderruf von der Straße.

Sie wußte nicht, wie viele Tage sie schon so lag, denn sie kannte noch keine Zeitrechnung. Sie wußte nur, es war etwas geschehen, wodurch sich das alles verändert hatte. Das war die Krankheit, die damit begann, daß das brennende Gefühl über den Augenlidern, die immer wiederkehrenden, auf- und abspringenden roten Flecken davor, die sich beim Spiel so oft über sie legten, Tag und Nacht nicht mehr gewichen waren. Manchmal glaubte sie Tiere oder Gespenster zu sehen und mußte sich fürchten. Jeder, den Anne ansehen wollte, hatte wie im Nebel in weiter Ferne gestanden und schwingende Kreisbewegungen gemacht. Hoben sich Arme, so wuchsen sie be-

ängstigend groß in die Höhe und drohten sie zu vernichten. Und wenn Anne einmal die trockenen Lippen mit Speichel benetzen wollte, so glaubte sie eine Kugel im Munde zu haben, die wuchs und wuchs, und sie kam darüber hinaus nicht mehr mit der Zunge an die Lippen.

Dann packte man sie in kühle Tücher, die den Körper für Augenblicke in wohltuende Schauer hüllten, und danach glaubte sie Vater und Mutters Geflüster zu hören, und sie hatte im Munde einen Geschmack von Apfelmus und Zitronensaft.

Manchmal hörte sie auch im Nebenzimmer Georg an seiner Dampfmaschine hantieren und Andreas mit der Eisenbahn spielen. Dann kam Paul aus der Schule und verlangte sein Vesperbrot. Sie verfolgte eine Weile die einzelnen Stimmen und stellte sich die Bewegungen dazu vor. Aber alles klang unwirklich und entfernt, als käme es aus einer andern Welt.

Zuweilen kamen Schulkameradinnen zum Besuch. Sie brachten ihr Reks und Blumen und saßen, ein wenig befangen, auf einem Stuhl neben dem Bett, lächelten ihr verlegen und unsicher zu und knicksten vor Mutter. Wenn sie mit Anne sprachen, so war das nicht mehr so selbstverständlich und sicher wie ehedem. Es war als seien Anne und sie etwas Fremdes und Neues geworden. Darum langweilten Anne diese Besuche, und sie fand plötzlich alle die Mädchen dumm und fremd.

Unter ihrem Kopfkissen hatte sie einige bunte Lappen und Steine. Mutter hatte sie ihr aus dem Theater mitgebracht. Mit Hilfe dieser Dinge träumte sie jetzt von Herrlichkeiten, die mit der Welt der Schulmädchen nichts mehr gemein hatten. Jenes Theaterreich und die Schauspieler, unter denen Mutter so gern lebte, ergriffen jetzt

auch von Anne Besitz, und waren ihr Traumreich geworden.

Wenn Mutter aus dem Theater kam und sich auf ihr Bett setzte, atmete sie den ganzen Duft jener Welt aus ihren Kleidern und sie bettelte:

„Nun, erzähl, erzähl mir doch!"

Und Mutter erzählte, lauter lustige, unglaubliche Geschichten, über die Anne lachen mußte. Mutter hatte immer etwas Sonderbares erlebt.

Und wenn die Schauspielerinnen, Mutters Freundinnen, ihre Rollenbücher brachten, mit den vielen roten Strichen und Anmerkungen darin, wollte Anne sie halten und wollte die Rollen überhören und dazu die Stichwörter sagen.

Und sie verfolgte den fremden Sinn der Worte, wie eine feierliche Handlung.

Sie lernte Verse sprechen, die noch den Brüdern Mühe machten zu behalten und dabei konnte sie, besonders als sie wieder gesünder wurde, das aber nur, wenn sie allein war, mit Körperbewegungen, die keiner ihr gelernt hatte, die sie aber als ein unerkanntes Eigentum in sich trug, diese Verse und Worte begleiten, so daß sie ihr eigenes Sein darüber vergaß. Sie konnte auch in ihren Selbstgesprächen so laut werden, daß sie darüber erschreckt zusammenfuhr und sich, wie bei einer Schuld ertappt, versteckte, damit sie keiner sah.

Aber dann nahm sie sich vor, später nicht wie Mutter in den Kirchen und bei Festen zu singen, sondern Schauspielerin zu werden um immer solche Verse sprechen zu dürfen.

An einem Tage saß Anne in einem Eisenbahnwagen neben Mutter und fuhr in die weite Welt hinaus. Das

war alles so schnell gekommen und so ganz ohne Annes Zutun über sie weg beschlossen worden, daß sie nicht wußte, warum es eigentlich geschah.

Möglich, daß ihre Krankheit die Ursache dieser Reise war, denn warum hätte sonst Mutter Vater und die drei Brüder verlassen, nur um sie allein mitzunehmen.

Anne saß am Fenster des Eisenbahnwagens. Sie hatte solange zum Fenster hingedrängelt, bis ein älterer Herr ihr gutmütig diesen Platz eingeräumt hatte. Sie wollte die unbekannte Welt ganz genau sehen, und sie verfolgte die Landschaft draußen, die jene Welt darstellt, und versuchte in ihr, die auf- und abschwingenden Telegraphendrähte zu zählen und trug gewissenhaft jede Station in ein kleines Buch ein, und nach jedem Tunnel machte sie einen Strich und zählte die Striche zusammen.

Irgendwann in der Nacht kamen sie dann an ihrem Bestimmungsort an.

Anne mußte wohl schon im Schlaf in das neue, fremde Bett gekommen sein, denn es erschien ihr sonderbar, als sie erwachte, blinzelte sie in helles Tageslicht, ja, in blendende Sonne, in deren Schein leichte Staubflimmer im Zimmer spielten. Sie fuhr also nicht mehr in der Eisenbahn, an deren Fenster soviele wechselnde Bilder vorüberzogen, sondern die Mutter stand an einem geöffneten Stubenfenster und schaute in das helle Licht hinein.

„Schön," sagte Mutter einmal über das andere, „schön!"

„Mutter, was ist das?"

„Das ist Italien, Italien!"

Es war soviel Andacht und Bewunderung in diesem

Wort, daß Anne mit beiden Beinen aus dem Bett sprang und so wie sie war an das Fenster lief.

Das Haus, in dem sie wohnten, lag hoch an einem Bergabhang, sie sah unter sich einen weitgedehnten See, auf dem die Sonne glitzerte. Sein Ufer war mit schlanken, schwarzen Bäumen begrenzt, die der Landschaft einen feierlichen Ernst verliehen. Vor dem See aber, und das machte sie am meisten staunen, lag eine Wiese, eine bunte Sommerwiese mit vielen, vielen Narzissen, wie sie daheim nur angepflanzt in Gärten wuchsen, und hinter dieser Wiese zu Seiten des Sees ragte ein hoher Berg heraus.

Alles hier schien anders zu sein als daheim. Und dann war es wohl schon Frühling hier, denn daheim lag Schnee und Anne hatte gefroren. Italien hatte Mutter gesagt. Also war Italien Sonne und Frühling, wenn daheim Winter war. Das machte Anne unsicher und erstaunt, und sie griff verlegen nach Mutters Hand.

Mutter bedrängte sie stürmisch. „Aber so sag' doch etwas, Kind, ist das nicht schön, ist das nicht zauberhaft schön."

Aber Anne zuckte nur hastig mit den Schultern, lachte verlegen und sah sich hilfesuchend um, wie sie es immer tat, in Augenblicken der Fremdheit.

Freilich, schon einige Stunden später, lag sie inmitten dieser Blumenwiesen mit einer Selbstverständlichkeit, die nichts mehr mit der Hilflosigkeit des ersten Augenblickes zu tun hatte. Und als sie am Nachmittag, während Mutter schlief, am Ufer des Sees entlang ging, war sie mit dieser fremden Welt schon so vertraut, daß sie versuchte, sie sich und ihren Bedürfnissen nutzbar zu machen.

Die Mutter setzt ihr aber Grenzen. Sie darf über den

Park des Hotels nicht hinaus. Auf der Bank, die vor dem Park des großen Hotels steht, wo der Weg zum See hinab führt, sitzt sie nun jeden Tag und spielt verwunschene Prinzessin mit sich selbst. Denn sie ist ja wirklich gefangen und darf über diese Grenze nicht hinaus. Das erträgt sich in einem solchen Spiel leichter.

Unten am See spielen die Italienerkinder. Die Rufe ihrer Sprache, wenn sie in den Booten, die dort angekettet sind, hin und her springen, verfolgt Anne in jedem Klanglaut. Manchmal steht sie nicht weit von ihnen entfernt. Sie hat jetzt wieder Sehnsucht nach andern Kindern. Und wenn bei den Spielenden, deren Worte sie nicht versteht, etwas Lustiges geschieht, lacht Anne ganz für sich hell und laut, sodaß sich die Kinder umsehen und ihr Grimassen schneiden.

Dann geht sie still und verlegen, als sei sie bei einem Unrecht ertappt, langsam zurück auf ihre Bank und besinnt sich, daß Zauberhände sie gefangen halten.

Kam die Sehnsucht aber zu stark über sie, wurde sie das Prinzessinnendasein überdrüssig, dann konnte es ihr einfallen, sobald sie sich unbeobachtet glaubt, wilde Tänze zu vollführen, um ihren Körper aus dem erzwungenen Gleichmaß der Tage zu befreien.

Sie springt, läuft und dreht sich in seltsamen Figuren, dabei redet sie wieder halblaut Verse, macht Zypressen und Bäume zu Menschen, gibt ihnen Antwort und gibt sich ganz diesem Spiele hin, bis sie durch irgendwelche Geräusche auf dem feinen Kies des Uferweges oder hinten, vom Haus her, durch das Hochziehen einer Rolljalousie, dem Schließen eines Fensters aufschreckt und verstohlen sieht, ob die Hotelgäste schon ihre Mittagsruhe beendet haben und sie belauscht werden kann.

Sie ging auch viel in die katholischen Kirchen des Landes. Diese Kirchen beglückten Anne mit all den fremden Reizen, und sie erschlossen ihr wieder ein Stück neue Welt. In ihrem Weihrauchduft, in ihrer geheimnisvollen Dämmerung erwachte in Anne eine starke Zuneigung zu allem, was katholisch war. Ja, sie war tief beschämt, daß sie selbst nicht dazu gehörte. Sie sah, daß die Kinder der Mutter Gottes Blumen brachten und sich beim Abendläuten bekreuzigten. Nachmittags, besonders dann, als es immer wärmer wurde, schlich sie heimlich in die Kirchen, saß in dem Gestühl und schaute ehrfurchtsvoll nach den Altären, den Glasmalereien und geschnitzten Figuren der Heiligen. Das war eine Welt der Schauer und Wunder, so wie einst das Christkind, das im Walde, nur Anne sichtbar, die Tiere zusammen rief.

Einmal war sie allein in eine Messe geraten. Das viele Klingeln, auf die Knie sinken und halblaute Gebete murmeln, war von so tiefer Wirkung, daß sie von da an ihrem Abendgebet die Worte beifügte: „Lieber Gott, sei mir nicht böse, daß ich nicht katholisch bin," denn sie schämte sich dessen. Die Menschen dieser Kirchen schienen ihr mehr zu besitzen als Vater und Mutter und sie alle, die protestantisch waren.

Sie legte auch einmal heimlich der Maria einen selbstgepflückten Blumenstrauß zu Füßen, dabei sagte sie schnell und leise, als müsse sie sich auch vor ihr entschuldigen:

„Ich bin aber nicht katholisch."

Als der Kirchendiener kam und ihre Blumen wegnahm, um sie an einer andern Stelle in ein Glas zu stellen, was sie jedoch nicht sah und verstand, lief sie eilig davon und wußte, nein, sie war nicht katholisch,

und sie hatte auch kein Recht der Mutter Gottes Blumen zu bringen.

Von da an schlich sie nun nicht mehr nur um die spielenden Italienerkinder, sondern auch um die katholischen Kirchen, wie um etwas Fremdes, ihr Verbotenes, und es war ihr, als sei sie aus allem ausgestoßen worden.

Von Italien reisten sie nach der Schweiz. Vater hatte es so bestimmt, trotzdem Anne dieser Reise und der vielen fremden Menschen müde war, und auch Mutter schon seit langem Heimweh hatte.

Mutter konnte jetzt lange stillsitzen, und dann erfreut auf irgendeinen Baum zeigen.

„Siehst du, solche Bäume gibt es auch daheim!"

Dann wurde Mutter zärtlich, nahm sie auf den Schoß und drückte sie an sich, und Anne kam sich mit Mutter plötzlich so verlassen vor.

Aber dann endlich an einem Tage waren sie wieder daheim. Vater, der Anne so verändert erschien, die Brüder, die sie schrecklich wild und groß fand, und Minna, die in Mutters Abwesenheit sehr selbstherrlich geworden war, standen leibhaftig vor ihr. Vater sagte:

„So, nun haben wir wieder eine gesunde Anne."

Mutter lief glücklich durch das ganze Haus.

„Meine Stuben," sagte sie, „meine Stuben!"

Freilich, Anne sollte nicht lange zu Hause bleiben. Wozu mußte sie auch gleich wieder mit den Brüdern die alten, wilden Spiele spielen, mußte in die nasse, kalte Sandgrube springen, um sich beerdigen zu lassen, weil Beerdigenspielen etwas Neues für sie war.

Sie sprang sorglos in dem dünnen Leichenhemd in diese Grube und ließ sich mit Sand bedecken, ließ mit der Gießkanne den Leichenhügel begießen und hielt bewegungslos den Kopf als Leichenstein erhoben, während sänftiglich eine klagende Trauermusik begann.

Die Folge davon war, daß man im nächsten Winter wieder nach Italien reiste.

Anne schrieb aber diesmal nicht mehr alle Stationen in ihr Tagebuch, sie zählte auch nicht mehr die Tunnels, sie hatte auch ihre Puppe nicht mehr mitgenommen, sie saß, den Erwachsenen ähnlich, still über ein Buch gebeugt und sah nur dann und wann auf die Landschaft, so als grüße sie alte Bekannte. Und sie dachte mit einem Gefühl von Gelassenheit, daß nun alles wieder sein würde wie im letzten Jahr.

Diesmal allerdings fand sie Fritz, den Geißenbuben Fritz, mit dem sie spielen durfte. Obwohl er ein rechter Italienerbub war, der nur wenig Deutsch verstand, hieß er Fritz, gut Deutsch Fritz. Wer weiß, wer ihm den Namen gegeben hatte, vielleicht hatte ihn ein Fremder dagelassen, der bei den Eltern gewohnt hatte.

Als sie Fritz zum ersten Male begegnete, saß er an dem Berghang hinter dem Haus unter seinen Geißen und schnitzte sich eine Flöte aus Holz. Anne sah ihm zu und blieb in einiger Entfernung stehen. Da stand er auf, trat langsam zu ihr hin und reichte ihr die Flöte.

„Titevo regalore?“ fragte er freundlich, „viene, prendi.“

Von da an ging sie jeden Nachmittag, und so oft es Mutter erlaubte, zu Fritz. Er schnitzte Männer und Schiffe aus Holz, schliff Steine zurecht und schleuderte sie

gewaltig und herrlich über den See hinüber, daß sie auf dem Wasserspiegel sprangen. — Dazwischen sangen sie italienische Lieder, oder Anne pflückte Enzian und Narzissen, band für Fritz Sträuße, und sie verkauften sie vom Wegrand aus an Fremde, die den Weg heraufkamen.

Anne rief unermüdlich mit dem gleichen Tonfall, wie sie ihn von den Blumenverkäufern gehört:

„Bel flori, mie signore, freschi, freschi . . .“

Am Abend durfte sie, wenn die Ziegen zum Melken waren, mit Fritz und seinem Vater, der die Fremden über den See fuhr, im Boot einsitzen. Sie lernte das Steuer halten und in den schwankenden Booten von einem Sitz zum andern springen. Sie durfte auch mit zu seiner Mutter gehen, und die kleinen Geschwister von Fritz standen um sie herum und betrachten Anne.

Sie wäre jetzt gern bereit gewesen, noch sehr lange hier zu bleiben, und als sie dennoch am Ende des Frühjahrs heimreisen mußten, war sie beinah erschrocken.

Der Tag der Abreise war ein Regentag. Fritz war schon früh am Morgen im Hafen gewesen, und er hatte mit einem großen Strauß Bergblumen jedes abfahrende Schiff belauert. Alle im Hotel erzählten es belustigt und neckten Anne. Als dann Anne am Nachmittag zur Abfahrt bereit war, sie stand schon neben Mutter auf dem Dampfer, da kam Fritz abermals gelaufen, seine Blumen, die schon anfingen welk zu werden, noch immer in der Hand.

Und da war kein Halten. Anne mußte vom Schiff herunter zu Fritz ans Land. Fritz sah traurig und verlegen auf ihren Reiseanzug und den ungewohnten Hut.

„Adesso non deri piu venire?“ fragte er traurig.

„Mai piu,“ sagte Anne, mit der ganzen Unerbittlich-

keit, die darin liegt, — „aber," setzte sie hinzu, „schreibe mir — scrivere, capito?"

Sie begann Papier und Bleistift zu suchen und, auf die Balken der Schiffsbrücke gelehnt, schrieb sie ihm Namen und Heimat auf, während er das Papier, um es vorm Winde zu schützen, ernsthaft festhielt. Alle auf dem Schiff lächelten. Die Schiffsglocke klang; Mutter zog Anne aufs Schiff zurück.

Fritz blieb am Ufer, den Strauß, den er vergessen hatte ihr zu geben, hielt er noch immer in der Hand. Er winkte, winkte, stand zwischen den Hafenarbeitern, ward kleiner und kleiner, bis er mit den Häusern und Bäumen verschwand.

Anne winkte nicht, denn sie schämte sich, weil sie sah, daß die Mitreisenden lächelten.

Aber im Eisenbahnwagen, während sie durch die langen, dunkeln Tunnels fuhren, schrieb sie seinen Namen an alle Fensterscheiben.

Jetzt hatte Vater beschlossen, Anne, die noch immer kränkelte, an das Meer, in ein großes Kinderheim zu geben. Dort sollte sie bleiben, bis sie so gesund wäre wie sie früher gewesen war.

Sie fuhr über das weite wogende Wasser, und dann mit einem Wagen über die kleine Fischerinsel in die Sanddünen hinein, und staunend trat sie in das große rote Backsteinhaus, das in diesen Dünen lag, und in dem sie so viel fremde Kinderstimmen empfingen und an ihr vorbei durch die langen, schmucklosen, weißgetünchten Spiel- und Schlafsäle klangen.

Eine große, schlanke Schwester kam, nahm Anne bei der Hand und führte sie zu einer grauen Eisenbettstelle,

hinter der ein schwarzes Täfelchen mit ihrem Namen stand.

„Da sollst du schlafen," sagte sie schlicht, „und nun gehörst du zu uns."

Vater nahm sein Kind noch einmal in den Arm und küßte es.

„Sei lieb," sagte er, „und werde wieder ganz gesund."

Anne sah ihn aus der Türe gehen, die Schwester folgte ihm, sah die Tür sich schließen und blieb unbeweglich an der Bettstelle mit der schwarzen, ernsten Tafel stehen, während die andern Kinder an ihr vorbei in den Spielsaal tobten.

Sie fühlte, jetzt war etwas geschehen, was noch nie geschehen war. Eine Hand hatte losgelassen. Ein Gefühl von Verlassenheit stieg in ihr auf, und ihre Kinderseele hatte Heimweh.

Daheim hatte ihr Mutter bis zuletzt erzählt, wie schön es unter so vielen Kindern wäre, mit ihnen im Meer zu baden, mit ihnen zu schlafen, nicht mehr nur mit großen Leuten zusammen zu sein, sondern wieder Spielkameraden zu haben. Was für Herrlichkeiten hatte Mutter nicht bis zur Abfahrt des Zuges immer wieder gesagt. Anne hatte sich darauf gefreut und trat den Kindern voll ausgesponnener Träume und Hoffnungen entgegen.

Aber diese Kinder waren anders als sie selbst. Sie sprachen eine Sprache, die fremder war, als die des Geißbuben Fritz. Wollte sie ihnen von all dem erzählen, was sie wußte, oder mit ihnen spielen, so sagten sie:

„Wat meenste, wat gloobste, o backe, bis doch nich so doof."

Diese Kinder um sie waren fast alle aus Berlin. Sie

verstanden ihre Spiele nicht und spielten andere Spiele, als sie gewohnt war. Sie wechselten oft mit einem Spiel, hatten kein Leben darin und neckten sich am liebsten mit den großen Knaben von der Nebenabteilung.

Wollte sie ihnen aber gar einmal aus ihren Märchenbüchern vorlesen, was sie so gern tat, dann lachten sie geringschätzig:

„Ach wat, dat is doch vor kleene Kinder, und nicht vor uns!"

Anne schlich beschämt mit ihren Büchern fort. Etwas Sonderbares ging in ihr vor. War sie denn anders als diese Kinder? Was tat sie ihnen, daß sie nichts von ihr wissen wollten. Sie war bedrückt und unsicher.

Gehorsam befolgte sie, was der Tag von ihnen forderte. Sie stand am Morgen nach dem Klingelzeichen mit den andern auf und ging zum Frühstück und der Morgenandacht in den großen Speisesaal, in dem es immer zu summte und schwirrte von vielen Kinderstimmen, bis durch das Eintreten der Oberschwester jene erschreckende Stille eintrat und das Morgenlied erklang.

Am Nachmittag gingen sie zwei und zwei in langem Zuge über die Dünen ans Meer baden. Sie folgte dort den Spielanordnungen der Kinder, diente ihnen willig, bis sie alle zusammen das Horn der Oberschwester heimrief. Und Abend für Abend kniete sie mit ihnen vor der grauen Eisenbettstelle und sang das Abendlied:

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan es verschlingen,
So laß die Engel singen,
Dies Kind soll unverletzet sein.

Das Lied war so recht da um seine Verlassenheit zu spüren. Über ihm stieg immer wieder das Heimwehgefühl auf. Sie mußte an Mutter denken, an das Bett in der kleinen, schrägen Schlafkammer, an die Birke vorm Haus, an die Fledermaus, die in der Abenddämmerung lautlos vorm Fenster vorbeihuschte, mußte an all solche Dinge denken, und plötzlich schmeckte sie die Abendmilch von daheim, hatte den Geschmack des Butterbrotes im Munde, bis sie jäh aufschreckte und wußte, daß sie weit fort von all dem war, und nun wieder das Rauschen des Meeres hörte, das stärker oder schwächer, unablässig in die Dünen hinein klang. Das war das unentbehrliche Lied geworden, das Meer und Fenster mitzusingen schien, das um jedes Dünengras atmete und das sie in den Schlaf sang.

Im Winter an stürmischen Tagen hielt es sie sogar wach, dann schlug und drückte und rüttelte es an die Fenster, und sie saßen zitternd in ihren Betten, weil es hieß, Sturmflut sei zu erwarten. Sie flüsterten und erzählten sich, was sie von den verderblichen Sturmfluten wußten und warteten auf jede anrollende Welle, ob sie das Verderben brächte. Sie fürchteten sich und beteten heimlich, bis sie vor Übermüdung doch einschliefen.

Aber Anne war ein Kind. Es gingen viele Monate hin und sie empfand es nicht mehr so schmerzlich, anders zu sein, als die Kinder um sie. Sie fand es selbstverständlich, in dem großen, roten Haus zu leben, zwei und zwei in langem Zug spazierenzugehen, über einen eingezäunten Spielplatz nicht hinauszudürfen, und das Abendlied sang sie nicht mehr mit dem Nachgefühl von Verlassenheit. Ihr Heimweh war eingeschlafen.

„Wie bist du braun und kräftig bei uns am Meer geworden," sagte der Hausarzt, wenn er am Morgen zur Visite kam und die aufgestellten Kinderreihen ablief. „Dich wollen wir bald heimschicken." Und er notierte Anne in die Liste der zu Entlassenden.

Es war kurz vor der Heimfahrt. Sie saß auf dem Balken des Zaunes, der den Spielplatz umsäumte, und las, als ein anderes Mädchen auf sie zutrat.

„Was liest du da?" fragte sie, und versuchte in das Buch zu schauen.

„Nichts für dich," entgegnete Anne im Übermut, und steckte das Buch fort.

Nach Kinderart begannen sie sich zu zerren, zu necken. Um ihr zu entgehen, versuchte Anne über die Balken hinüber in die Düne zu springen. Das andere Mädchen griff zu und riß sie herab. Sie fiel vom Zaun herunter und schlug auf dem Spielplatz auf. Lachend lief das Mädchen weg. Aber Anne blieb liegen. Sie war schon aus größerer Höhe herabgefallen, ohne sich Schaden zu tun. Doch sie empfand einen heftigen, betäubenden Schmerz im Rücken und Würgen im Halse.

Die Schwester kam herbei, hob sie auf und trug sie ins Bett. Den ganzen Tag, sobald Anne versuchte sich aufzurichten, weinte sie vor Schmerzen und mußte sich erbrechen.

Der Arzt kam, fühlte, untersuchte und zuckte die Achseln. Er sprach lange Zeit mit der Schwester, streichelte Anne und sagte, es werde bald wieder gut. Und man legte ihr kalte Umschläge auf.

Es wurde von Tag zu Tag schlimmer. Anne konnte weder sitzen noch stehen. Der Arzt strich ihr jeden Morgen mitleidig über den Kopf, und nannte sie „armes

Kerlchen." Die Schwester steckte ihr hin und wieder einen Apfel zu. Aber es waren ja noch so viele andere Kinder da, und so blieb sie die langen Tage einsam im Schlafsaal liegen.

Die Schmerzen wurden stärker, sie ward schmäler und widerstandsloser. Alles Vorhergewesene, Eltern und Heimat versanken hinter ihr. Sie war allein mit dem Lied des Meeres, das sich aus der Ferne in sie hineinsang . . .

Sie wußte auch nicht wie lange sie schon so lag, als eines Tages ein neuer Trupp Mädchen in den Schlafsaal kam. Sie waren älter als Anne und brachten etwas mit, was ihr neu und ungewohnt war. Sie hatten eine überlegene Art zu spielen und zu reden, die die der früheren Kinder noch übertraf. Sie waren sehr zärtlich zu Anne, setzten sich auf ihr Bett und sagten mitleidig: „Na kleenes Puttschen."

Des Abends, wenn die Schwester das Licht in dem Schlafsaal gelöscht hatte, richteten sie sich in ihren Betten auf und begannen geheimnisvoll zu flüstern. Aus ihren Reden hörte Anne Dinge, von denen sie nichts gewußt hatte, die sie unruhig machten und mit Furcht und seltsamen Grausen erfüllten, und denen sie doch wieder mit unbewußter Neugier lauschte, angezogen und abgeschreckt zugleich.

Was war zwischen Mann und Weib, von dem sie nichts gewußt? Was war geboren werden? Was war Weib sein? Was erwartete sie noch?

Jedes dieser Mädchen erzählte von ihrem „Liebsten," mit dem sie sich heimlich hinter einer Gartenecke, in einem Hausflur oder auf den Friedhöfen traf. Sie sprachen von ihren Vätern und Müttern, von ihren Schwe-

stern, die alles „wußten," sprachen von schauerlich beunruhigenden Geschichten, die sie gelesen hatten, mit unabänderlicher Selbstverständlichkeit und Ruhe.

Manchmal krochen sie zueinander ins Bett, flüsterten ganz leise und kicherten, oder blieben unheimlich still unter der Decke, bis irgendeine andere drohte.

„Au, ihr, ich sag's!"

Soviel Dinge waren plötzlich da, die sie einhüllten, denen sie machtlos gegenüberstand, und die sie voll Abscheu gegen das Leben, und voll Entsetzen vor sich selbst erfüllten.

Das Leben war häßlich, sie war belogen worden, und hatte es gut und schön geglaubt.

Sie hatte viel Zeit nachzudenken. Es kamen ihr seltsame Einfälle, die weit zurück lagen, die zu verstehen sie erst jetzt begann, und die ihr alles zu bestätigen schienen, was sie nicht wahr haben wollte.

Einmal hatten sie eine Dienstmagd gehabt. Ihr Leib war immer stärker geworden, bis sie eines Tages verschwunden war. Dann sprach Mutter immer leise mit Vater von ihr. Wenn Anne nach ihr fragte, so sagte Vater nur kurz, sie ist krank. Und Mutter sagte, das verstehst du noch nicht. Das ist noch nichts für dich.

Dabei hatte sie ein eigenes Gesicht voll wissender Wichtigkeit.

Anne konnte nicht mehr heraus aus diesem Wissen, und keiner war da, der half. Alles ringsum war verändert. Im Fieber wuchs es ihr zu namenlosen Grausen, das sie in immer wieder aufsteigenden Bildern und Verzerrungen packte. Vater und Mutter verschwanden. Kein lieber Gott war mehr da. Doch nein, er blieb. Denn nachts, wenn all die Mädchen um sie herum,

ruhig atmend, mit halbgeöffnetem Munde schliefen, dann richtete sie sich aus Schmerzen und Fiebern auf und betete zu ihm und bat: „Laß mich doch sterben, nimm mich doch zu dir, lieber Gott, ich mag nicht mehr leben."

Eines Abends, als sie noch wach lag, gingen zwei Schwestern durch den Schlafsaal. Sie traten im Dunkeln an ihr Bett. Sie lag mit geschlossenen Augen und gab sich alle Mühe, den Eindruck einer Schlafenden zu machen.

„Es ist schade um das Kind," sagte Schwester Margarete, und Anne fühlte, daß sie ihr über das Haar strich. „Wir bringen sie nicht durch. Sie lebt nicht mehr lange."

„Warum benachrichtigt man die Eltern nicht?" fragte Schwester Lina, „es wird doch zusehends schlechter und sie haben eine weite Reise."

„Sie sind benachrichtigt und werden jeden Tag erwartet."

Eigentlich wollte Anne jetzt die Augen aufmachen und Schwester Linas Hand ergreifen. Sie hatte Verlangen, jemanden liebzuhaben. Aber sie vermochte es nicht und mühte sich nur, so ruhig als möglich zu atmen.

Als sie weitergegangen war, wollte sie nach ihr rufen. Vielleicht käme sie und würde sie küssen. Aber dann entschwand selbst der Wille dazu. Leise ließ sie nur immer jene Empfindung über sich gleiten, die die Hand der Schwester beim Streichen über das Haar verursacht hatte. Es war so lange her, daß ein Mensch das getan hatte.

Jetzt war es sicher, daß sie sterben würde. Die Schwester hatte es sogar schon gesagt. Und das war doch wie

Trost und Erlösung, weil das Leben so seltsam häßlich und schwer über ihrem Kindsein zusammengeschlagen war.

Dann kam der Tag, an dem Vater und Mutter und Bruder Paul vor ihr standen. Mutter hatte Tränen in den Augen, sie wollte Anne in den Arm nehmen und küssen. Doch das war fast erschreckend. Anne konnte sich nicht mehr von ihr küssen lassen, und sie hatte den Wunsch, sich unter der Bettdecke zu verkriechen. — „Ihr sprecht ja so komisch," sagte sie gleichgültig und erwiderte keine der Liebkosungen.

Bruder Paul hatte einen unreinen Teint bekommen, und sein Haar war gescheitelt.

„Du bist häßlich geworden", sagte sie, ihn betrachtend. Er lächelte. Anne hörte ihn leise sagen:

„Mutter, ist das unsre Anne?"

Mutter weinte unaufhörlich und stützte sich auf das Bett.

Jetzt kamen die andern Mädchen zum Zubettgehen in den Saal gestürmt und tobten lachend durch die Reihen.

Mutter machte ganz erschrockene Augen. — „Ist das immer so," fragte sie.

„O ja," sagte Anne wichtig und fühlte sich nun ganz in ihrer Welt.

Sie ließ die Mädchen an ihr Bett kommen und der Mutter Guten Abend sagen. Aber Mutter hielt ihre Hände schützend über das Bett und war besorgt, daß keines der Mädchen daran stoße.

Sonst hatten die Mädchen das oft getan, dann hatte sie aufgewimmert und die Schwester rief aus der Ferne: „Nicht an ihr Bett stoßen!"

Jetzt stand jemand da und hielt schützend die Hand darüber.

Eine Erinnerung stieg über dieser Bewegung in ihr auf, die wohltat und etwas zurückrief, das sie längst vergessen hatte.

„Mutter!" fragte sie scheu, „kommst du morgen wieder?"

„Ja," sagte Mutter, „morgen und alle Tage."

Jetzt ließ sie sich willig von ihr küssen.

Am nächsten Tag nahm Mutter ihr Kind und trug es aus dem Haus der Qual und Schmerzen fort in ein kleines Fischerhaus am Strande. Anne sah sich nicht mehr um. Sie gab kaum den Mädchen die Hand zum Lebewohl.

Sie kam jetzt in ein großes, neues Bett, das am Fenster stand, und wenn sie den Kopf hob, so sah sie nicht mehr in die endlosen Dünenketten, sondern sie sah das Meer vor sich, daß sie solange nur gehört hatte. Ein bärtiger Fischer trat an ihr Bett.

„Lüttgen Pippmatz du kleener," sagte er schmunzelnd, „nun geit dat bald besser mit de kleene Deern."

Er holte Muscheln und getrocknete Seetiere, und ein Wunderwerk von Schiff, das in einem geschlossenen Glaskasten schwebte. Er hielt ihr die Muscheln ans Ohr. „Hör," sagte er, „die weinen nach ihrer Heimat."

Vater und Paul waren wieder fortgefahren, nur Mutter blieb bei ihrem kleinen Mädchen auf der Insel. Und Mutter ging Tag und Nacht nicht vom Bett, Mutter wachte über jeden Tritt im Zimmer. Mutter brachte jede Stunde etwas anderes zur Stärkung. Das alles war schön und tat gut. Aber Anne wollte noch immer sterben.

„Mutter," sagte sie dann müde, „laß mich doch lieber sterben."

„Aber Kind," fragte Mutter traurig, „warum denn?"

Doch Anne schwieg. Sie wußte, daß sie niemals ein Wort sagen könnte von dem, was sie bedrückte. Sie fühlte auch, trotz der hilflosen Ermattung, es war etwas anders geworden, es war eine Fremdheit aufgestiegen und ein Riß entstanden zwischen Mutter und ihr. Sie war das Kind nicht mehr, und Mutter war nicht Mutter trotz der treuen, sorgenden Hände.

Als die Winterstürme vorüber waren und die Tage wärmer wurden, trug der Fischer Anne auf seinem Arm bis an das Wasser. Er ließ sie die Wellen sehen und die Buhnen mit den vielen Tangmuscheln und die Fischerboote im Hafen. Er erzählte ihr von weiten Fahrten und von untergegangenen Welten im Meer. Sie ließ sich gern von ihm erzählen. Sie fragte auch schon nach mehr, und manchmal lachte sie nun wieder und freute sich.

Da nahm Mutter ihr Kind und trug es auf ein Schiff und vom Schiff in einen Zug, um heimwärts zu fahren. Und sie fuhren Tag und Nacht durch das weite Land, bis sie an einem Abend auf der kleinen Bahnstation ankamen und Anne wieder in ihrem eigenen Kinderbett lag.

Hinter den Fenstern, hinter den Türen, unten auf der Straße, ging das Leben, war die Welt. Von dort kamen die Menschen, dorthin gingen sie zurück, von dort sprachen sie. Anne hörte sie still und geduldig an, war nicht mehr dabei und gehörte nicht mehr dazu.

Was war das? Das war nicht allein das Krankſein, das im Bett liegen. Sie war schon öfters krank gewesen

und hatte es nicht so schmerzlich gespürt. Tief in ihr selbst war etwas neu und fremd geworden, das beklommen machte. — Ungewollte Gedanken stiegen auf, Fragen, die Antwort haben wollten.

Wenn Vater ins Krankenzimmer trat, so war das nicht mehr nur Vater.

Sie begann ihn zu betrachten und anders zu empfinden als sonst.

Noch mehr bei Mutter. Sie hatte nie gewußt, wie fremd sie ihr war. Früher, da waren die Spiele dagewesen, die Wälder und Wiesen, da war das Leben so bunt gewesen, daß man keine Zeit hatte nachzudenken, wie man selbst war und wie der andere dagegen. Jetzt lag sie die langen Tage allein mit all diesen Gedanken, die kamen, ohne daß man sie rief.

Wenn Andreas hereintrat, wollte sie mit ihm sprechen. Doch dann brachte er Molche und Frösche in seinen Hosentaschen angeschleppt und gefangene Schmetterlinge.

„Warum machst du sie tot?" fragte Anne traurig.

„Weil sie gesammelt werden," antwortete er kurz, und ging eilig wieder hinaus in seine Welt des Sammelns.

Durch das Fenster sah sie die einstigen Schulkameradinnen Reifen schlagen, Ball und Fangmich spielen. Wie sie sich nach ihnen sehnte! Sie wollte gar nicht mit ihnen spielen, nur mit ihnen sprechen, von den Dingen, von denen sie untereinander sprachen. Sie wollte wissen, was sie dachten und fühlten, und ob es ähnlich war wie bei ihr. Aber wenn sie zu ihr hereintraten, standen sie scheu und verlegen um sie herum.

So machte sie sich denn selbst eine Welt und träumte sich allein ein eigenes Leben zurecht. Das war auch

schön, war vielleicht schöner als die richtige Welt auf der Straße, hinter den Fenstern, bei den andern Mädchen. Denn, dachte sie an das Kinderheim, so saß noch immer jenes heimliche Grausen und die Verwirrung in ihr.

Aber das half doch nicht über die innere Einsamkeit und Sehnsucht hinweg. Sie wuchs, immer stärker als ein Verlangen nach den andern Menschen. Sie wollte auch alles tun, was recht und gut war und wollte alle Menschen liebhaben. Vorsätze und Wünsche rangen in ihr. Jeden Abend stiegen Gebete auf, die zusammengeschlossen wurden in einen Wunsch:

„Lieber Gott schick mir doch einen Menschen und gib, daß mich die Menschen liebhaben!"

Das schien das wertvollste zu sein, was draußen begehrenswert war. Aber die Welt ging weiter und niemand kam oder verlangte nach ihr.

Endlich nach langen Monden war Anne so weit, daß sie wieder aufstehen durfte und laufen sollte.

Aber wie hatte sich das Leben indessen verändert, und wie hatte sie sich selbst verändert!

Seit einiger Zeit war auch Bruder Pauls Freund Gottfried in ihren Gedanken. Sie hatte ihn schon oft gesehen, aber seit er ihr beim Vorübergehen im Flur über das Haar gestrichen hatte und sie angelächelt, mußte sie immer an ihn denken. Sie wollte es nicht und doch, sobald er da war versuchte sie ihm absichtlich zu begegnen, und sie fand plötzlich etwas in Bruder Pauls Zimmer zu suchen. Richtete er, was selten geschah, einige Worte an sie, dann vermochte sie vor Erregung nicht zu antworten und schlich klopfenden Herzens in ihr

Zimmer. Aber am Abend dankte sie dem lieben Gott für dieses Glück, denn er war ihr der Geber alles Guten geworden.

Sie sah Gottfried vor dem Einschlafen in vielen Bildern, sie dachte sich aus, daß er einmal ganz lange mit ihr reden würde, daß sie ihn vielleicht, ja vielleicht auch küssen könnte, aber da brachen ihre Gedanken schnell ab, denn sie fühlte, daß das ganz unmöglich sei.

An einem Tage saß sie im Halbdunkeln im Zimmer, da trat Gottfried zu ihr herein.

„Ist hier jemand?" fragte er.

„Ja, ich," antwortete Anne und ihr Herz begann schneller zu schlagen, als sie seine Stimme erkannte.

„So, du bist es! Was tust du denn so allein im Dunkeln."

„Nichts."

„Wie geht es dir eigentlich?" Er trat neugierig näher.

Anne wurde rot und atmete hastig. „O danke, gut!"

„Du gehst aber noch nicht wieder zur Schule, und du bist sicher viel allein."

Sie begann auf ihre Hände herabzublicken. Das tat sie immer, wenn sie verlegen wurde. „Ja, das bin ich."

„Aber dann liest du sicher viel."

Er war näher zu ihr hingetreten, hatte die Hände verschränkt und betrachtete sie.

„Ja," antwortete sie hastig und sah zu Boden.

„So, so."

Er blieb noch eine Weile unschlüssig vor ihr stehen, dann wandte er sich langsam zum Gehen. An der Tür drehte er sich noch einmal um.

„Wie alt bist du eigentlich?" fragte er.

„Dreizehn Jahre."

„So, erst dreizehn. Ich glaubte, du müßtest älter sein."

Am nächsten Tag, als Paul aus dem Gymnasium kam, sagte er unvermittelt, und dabei warf er einen forschenden Blick auf die Schwester, so, als sähe er sie zum erstenmal.

„Du, Gottfried läßt dich grüßen."

Sie antwortete nicht. Sie verzog sogar ein wenig unwillig und geringschätzig den Mund. Aber danach wiederholte sie leise: „Gottfried läßt dich grüßen. Er läßt mich grüßen, läßt mich grüßen ..."

Wieder saß sie allein im Zimmer. Sie wußte, daß Paul zur Geigenstunde mußte und Georg und Andreas fort waren. Würde Gottfried auch heute kommen?

Sie blieb in Bruder Pauls Zimmer sitzen.

Als dann Gottfried, wie sie es erwartet hatte hereintrat, tat sie zunächst sehr erstaunt und gleichgültig.

Es war dämmrig im Zimmer und Gottfried setzte sich neben sie. Er sah zu, wie sie langsam Holzperlen aufreihte.

„Du machst eine Kette," sagte er.

Ihr war so seltsam beklommen zumute, und sie ließ die Hand und die Perlen fallen.

„Ja," sagte sie leise, „ja, das soll eine Kette geben."

„Was für kleine Hände du hast! Sicher, weil du so viel krank warst."

„Ja, weil du so viel krank warst, sind deine Hände so klein," wiederholte er und lächelte.

Er hatte ihre Hand erfaßt, und noch ehe sie ihm dieselbe befangen entzogen hatte, hatte er sich plötzlich tiefer herabgebeugt und sie unbeholfen geküßt.

„Nicht doch!“ sagte sie, „nicht doch!“ Und sie dachte an all die erschreckenden Dinge, die sie im Kinderheim erfahren hatte, und die solchen Küssen folgen konnten.

„Warum fürchtest du dich vor mir?“

Er hatte nun auch den Arm um sie geschlungen.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie. „Ich weiß nicht.“ Sie wußte nicht, was sie sagen sollte und sah ihn hilfesuchend an.

Er hatte noch immer seinen Arm über ihren Schultern, und sie spürte das Fremde seiner Nähe. Und da plötzlich, in einem Ausbruch von Schluchzen, schlang auch sie ihre beiden Arme um seinen Hals. Sie hatte sich ja solange schon nach einem Menschen gesehnt. Nun war er gekommen, und sie schob ihren Körper frierend und ängstlich an ihn heran und begann, erst langsam zögernd, dann immer hemmungsloser zu stammeln, und ihre Not und Einsamkeit zu offenbaren.

Er tastete scheu und behutsam über ihr Gesicht und hielt sie fest an sich.

„Ich dachte mir gleich, daß das so ist. Ja, ich dachte es mir gleich. Glaube mir, es geht mir ganz genau so.“ — Er sprach leise tröstend auf sie ein. „Aber nun helfe ich dir. Sei still, jetzt ist alles gut. Wir werden zusammen bleiben. Ich werde dich nie verlassen. Du kannst mir alles sagen. Wir werden uns immer verstehen. Und du sollst auch eine Freundin bekommen, eine richtige Freundin, nicht so eine Kaffeeschwester und Klatschbase, wie die meisten Mädchen hierzulande sind. Kennst du Sophie Altmann? Die will ich zu dir schicken. Es ist ein feines Mädchen. Sie paßt gut zu dir.“

Gottfried hatte sie geküßt. Sie wollte nun gut und edel werden um seinetwillen, daß er sie lieb behielt.

Wollte groß werden und eine rechte Frau, so wie er die Frau haben wollte. Sie mußte nun noch mehr als zuvor an Gottfried denken.

An einem Tage kam Sophie Altmann. Sie war schmal und blaß und hatte ein altkluges, ernstes Gesicht. Sie gab Anne die Hand und saß dann fast schweigend auf dem ihr angebotenen Stuhl. Anne betrachtete sie, und sie wußte sofort, daß dieses Mädchen ihre Freundin werden würde.

Sie sprachen viel von gleichgültigen Dingen und machten sehr lange Pausen zwischen den einzelnen Sätzen. Beim Auseinandergehen reichte Sophie ihr aber plötzlich beide Hände:

„Wir wollen Freundinnen werden," sagte sie. „Anders als die Mädchen in der Schule, Gottfried hat mich zu dir geschickt, er sagte, du seist so fein. Und du würdest eine richtige Freundschaft verstehen können."

„Ja," sagte Anne und hielt dankbar ihre Hände, „Gottfried hat mir auch schon von dir erzählt."

„Ja, Gottfried," nickte Sophie, und leise und geheimnisvoll setzte sie hinzu, „Gottfried und ich lieben uns, und später werden wir uns heiraten."

Das war das erste Geheimnis, daß sie Anne anvertraute.

Es war sehr traurig und tat weh. Gottfried hatte also Sophie und Sophie hatte Gottfried. Was sollte sie dann zwischen ihnen. Das Leben war verteilt, sie war zu spät gekommen und mußte wieder abseits stehenbleiben. Sie begann sich ängstlich zurückzuziehen und scheute sich weiter an Gottfried zu denken.

Sophie kam trotzdem sehr oft, aber sie kam doch nur, um über Gottfried sprechen zu können.

„Weißt du," sagte sie häufig, „jetzt haben wir eine richtige Freundschaft."

Und sie erzählte ihr viel von ihm.

Auch Gottfried kam nach wie vor, sobald er im Haus war, zu Anne. Aber sie vermied es, mit ihm allein zu sein und wich ihm aus. Sie trat ihm schroff und unzugänglich gegenüber. Und wenn sie daran dachte, daß er sie geküßt hatte, dann konnte sie ihn nicht mehr ansehen, oder war bemüht, ein möglichst abweisendes Gesicht zu machen.

Einmal erkundigte er sich nach Sophie:

„Seid ihr schon Freundinnen," fragte er. „Sie ist doch ein feines Mädchen und paßt gut zu dir. Ich habe sie wirklich gern."

„Ja," antwortete Anne, und sie konnte nicht unterlassen zu sagen: „Sie wollen sie doch auch später einmal heiraten."

„Heiraten," sagte Gottfried lässig, „das weiß ich nun wirklich noch nicht. Ich werde noch viele Menschen kennenlernen, übrigens bist du mir genau so lieb wie Sophie. Da könnte ich ebensogut dich heiraten. Außerdem" — er drehte sich leicht auf den Fußspitzen, „gehe ich jetzt in die Tanzstunde und werde noch ganz andere Mädchen kennenlernen wie euch."

Also Gottfried ging in die Tanzstunde, und er ging mit Mädchen in langen Kleidern und hochgestecktem Haar.

„Oh," sagte er, „es gibt dort ein wundervolles Mädchen, die ist, wie eine Frau sein soll, die möchte ich später heiraten."

Anne ging diesem Mädchen eines Tages eine ganze Straße lang nach. Sie wollte erkunden, wie die ist, die so war, wie eine Frau sein soll. Aber sie konnte nichts

Besonderes an ihr entdecken. Sie träumte noch eine Zeitlang, wie schön es wäre, hätte sie schon hochgestecktes Haar, ging in die Tanzstunde und sei so, wie eine Frau sein soll. Dann versank auch das wieder, wie so manches schon in ihrem Leben, oder wenn es vielleicht nicht versank, so wurde es doch durch Dinge verdeckt, die ihr zur Zeit wichtiger waren.

Sie durfte wieder in die große Stadtschule gehen, und sie sollte mit den andern Mädchen konfirmiert werden. Sie war nun mitten unter ihnen. Und sie tat alles, um die Liebe und Freundschaft dieser Mädchen nicht wieder entbehren zu müssen, weil sie dadurch mit teilhaben konnte an ihrem Sein und Leben, nicht mehr einsam abseits stand und ausgeschlossen war. Sie wäre zu dem Tollsten fähig gewesen, nur damit diese Mädchen sie als ihresgleichen betrachteten. Mit ihrer starken Sehnsucht nach Gemeinsamkeit gab sie sich dem neuen Leben hin, so daß auch die andern Mädchen von ihr fortgerissen wurden und sie als etwas Besonderes und Fremdes verwöhnten und verehrten.

Anne durfte die Spiele angeben. Anne erfand Geschichten und Unternehmungen, auf die keiner sonst kam. Und das alles nur, um sich ihnen verdienstlich zu zeigen, sich ihnen unentbehrlich zu machen.

Im Schulhof hatte sie ernste Gespräche mit Sophie Altmann.

Über Gottfried sprechen sie nie mehr. Das ist etwas, über das sie sich zu schämen scheinen. Aber sie sprechen jetzt über Gott, Freundschaft und Liebe. Und sie glauben, daß keiner sie darin verstehen kann. Wer nicht so denkt wie sie, erscheint ihnen oberflächlich und verächt-

lich. Sie versprechen sich das ganze Leben lang Treue zu halten, einander alles zu sagen und nie etwas Schlechtes zu tun.

Sie küssen sich und lesen Gedichte. Sie lieben Schiller und finden Goethe unmoralisch.

Und dann geht Anne in den Konfirmandenunterricht. Aber von dorther fällt ein Schatten, den sie nicht auslöschen oder durchbrechen kann. Sie war zu lange allem geordneten Unterricht fremd, und ihr lieber Gott war eine Sache für sich geworden, der mit der Schule nichts zu tun hatte. Sie war gewohnt, zu selbständig zu denken, um sich an eine Form, die man ihr gab, festzuhalten. Und so nahm sie diesen Unterricht nur als ein notwendiges Übel hin. Hatte ihr nicht auch dieser Gott schon zu viel zu schaffen gemacht, und hatte sie nicht allein mehr mit ihm gekämpft, als ein anderer wissen konnte? Zu allen Zeiten hatte sie ihn in der Not angerufen, demütig, hoffnungsvoll und gläubig, und sie hatte nur ihm für alles Gute gedankt.

Hier aber, das schien ein anderer Gott zu sein: Eingefangen in Kirchengeschichte und Jahreszahlen und Sprüchen.

Mutter vermißte an Anne das ehrfürchtige, fromme Wesen, was ihrer Meinung nach in diese Zeit gehörte. Sie begann von der Zeit ihrer Einsegnung zu erzählen, wie fromm und ehrfurchtsvoll sie damals gewesen sei.

„Wann willst du es denn werden, wenn nicht vor der Einsegnung?" schalt sie.

Anne aber stand gerade jetzt jeder Ehrfurcht und Frömmigkeit fern. Sie war fromm gewesen, damals als Großmutter noch lebte, im Süden unter den fremdartigen Formen und Mythen der katholischen Kirche, im Kinder-

heim und in den Zeiten der Einsamkeit. Aber sie hatte es nie nach außen gezeigt. Sie hatte alles nur heimlich getan. Und je weicher und gelöster sie im Innern war, um so schroffer und unzugänglicher zeigte sie sich nach außen, um nicht erkannt und gesehen zu werden. Ihrem Einsegnungstag ging sie sogar mit dem Gefühl von Unlust und Gleichgültigkeit entgegen.

Schon am Morgen fing es so ungewohnt an. Sie bekam das erste lange Kleid angezogen, mit hohem, steifem Kragen. Es war ganz schwarz und sah aus, als hätte sie es geliehen. Sie konnte sich kaum bewegen. Sie hatte ein festes Mieder an, in dem sie zu ersticken glaubte und einen Widerwillen gegen große Leute empfand, die immer so eingeengt gingen.

Mutter und die eingeladenen Paten und Tanten standen um sie herum, jeder zog an irgendeiner Ecke, gab Ermahnungen oder steckte noch schnell etwas anders. Das Haar sollte hochgesteckt werden, fiel aber stets wieder herab. Sie begann sich in diesem Aufzug zu verabscheuen. Sie schritt in die Kirche, sich selber fremd und verwundert und ließ alles traumhaft mit sich geschehen. Über was sprach eigentlich der Pfarrer? Seine Stimme klang vom Altar in gleichmäßigen Tonstärken, tam, tam, tam, auf und ab, hob und senkte sich. Fremd klangen die Worte aus dem großen Kirchenraum zurück.

Die Mädchen wurden zum Altar heraufgerufen und gingen zwei und zwei um ihren Spruch und den Segen zu empfangen. Sie hörte ihren Namen, mit gesenktem Kopf, so wie sie es von den Mädchen gesehen hatte und schritt wie sie zum Altar. Sie kniete nieder, ohne Gedanken oder Empfindung. Aber da, während der Pfarrer die Hände segnend über ihr Haupt legte, kam sie sich doch

in dieser Leere so arm und verlassen, so schlecht und schuldig vor. Sie wollte fliehen, weit fort fliehen, um sich irgendwo zu verstecken. Tränen liefen ihr über die gefalteten Hände, und sie mußte an Großmutter denken. Aber wie sie an Großmutter dachte, die schon solange tot war, da wurde das Schluchzen über die Leere in ihr noch heftiger.

„So ihr stille wäret, so würde euch geholfen, durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein."

Sie stand auf und schritt herab. Wenn sie nur erst aus dieser Kirche wäre!

„Aber Kind," fragte Mutter besorgt, „warum weintest du denn plötzlich?"

Sie erschrak und verneinte es. Sie besann sich erst jetzt, daß sie nicht allein gewesen war. Die Tanten standen um sie und warteten auf Antwort, und aus der gefüllten Kirche, die sich langsam entleerte, sahen lauter bekannte Gesichter sie freundlich grüßend an. Sie wollte nicht antworten, sie wollte nur fort. Aber Mutter drang in sie und hielt sie fest, und so sagte sie hart und eilig: „Weil — — weil, ich glaube, weil Großmutter tot ist."

Dann saß sie an einer langen Tafel, aß und trank, während alles durcheinander sprach, saß zwischen lauter Blumen und Geschenken in ihrem schweren, fremden Kleid obenan, und Reden wurden gehalten, die alle ihr galten.

„In Gottes Namen," sagten die Tanten nach jedem Trinkspruch und ließen ihre Gläser aneinanderklingen.

Vater lächelte ihr zu und Mutter erzählte unaufhörlich Geschichten aus der Zeit, da Anne noch klein war und als sie selbst eingesegnet worden war. Die Tanten lachten auf und schlugen vor Vergnügen die Hände in-

einander. Dann riefen sie den lieben Gott an, der es weiter gut machen möge.

In Anne blieben die quälenden Gedanken. Sie fühlte immer stärker die Fremdheit und Leere. Sie fühlte sogar eine leise Scham bei allem, was gesprochen wurde, und sie verabscheute diese Menschen um sich, die da aßen und tranken und lachten und redeten und von ihr selbst nichts wußten.

Sie schlich von ihnen fort in ihr Zimmer, sie riß sich das Kleid vom Körper, warf sich auf ihr Kinderbett und betete wie früher zu ihrem Kindergott.

„Laß mich doch nicht so anders sein als all die andern Leute!"

Voll Trotz und Zorn und aus innerer Hilflosigkeit warf sie es diesem Gott vor als seine Schuld und ihr Verhängnis.

Durch diese Konfirmation schien etwas Neues eingetreten zu sein: Mutters Ansicht über das, was verboten und was erlaubt war, hatte sich plötzlich geändert.

„Was sollen denn da die Leute sagen. Oder was sollen sie denken!" war Mutters zweites Wort geworden.

Das ganze Leben schien von der Meinung der andern abzuhängen, was diese taten, war recht und vorbildlich.

Das verwirrte Anne und machte sie immer unsicherer. Sie begann, bei allem was sie dachte und tat, anderen Menschen mehr Berechtigung zuzutrauen, als sich selbst. Sie nahm ohne Zögern deren Meinung und Tun an. Denn es war auch jetzt noch so, wie in jener ganz frühen Zeit, daß man ihr verbot einen eigenen Willen zu zeigen.

Mutter war auch plötzlich gegen das gewohnte Sommerleben auf dem Dorf.

„Nein," sagte sie, „nein, das geht nun nicht mehr weiter. Du bist zu groß, um immer noch mit den Buben zu spielen oder nur zu lesen. Du darfst nicht gänzlich verwildern."

Anne hatte noch immer zu oft schmutzige Hände, sie sprach schlecht und nachlässig Dorfdialekt, was sie früher nicht getan hatte. Es war unmöglich, daß sie noch barfuß lief und das Mieder heimlich unter der Matratze versteckte.

Und so geschah denn eines Tages eine abermalige Veränderung. Anne wurde verkündet, daß sie in die Großstadt in ein Institut für höhere Töchter kommen sollte.

Eine Schneiderin saß mit Mutter tagelang, um ihr längere Röcke zu nähen, Blusen, die mit Ledergürteln unter den Röcken getragen wurden, und darüber kamen zierliche weiße Zierschürzen.

„Sieh doch," sagte Gottfried, als er Anne kurz vor der Abfahrt ins Institut noch einmal begegnete. „Du bist also nun eingesegnet und sollst auf die hohe Schule kommen, oder besser," setzte er hinzu und es klang fast spöttisch, „in ein sogenanntes Töchterpensionat. Na, dort" — er ergriff Anne in alter Herzlichkeit bei den Händen — „werden sie dich ja gehörig stutzen, kleine Anne!"

„Das kann Ihnen doch gleichgültig sein," entgegnete Anne kurz und zog ihre Hände zurück.

Er hatte sich nie mehr um sie gekümmert, was ging es ihn an.

Gottfried sah sie an.

„Nein, das ist mir nicht gleichgültig, was aus dir wird," sagte er mit seltsam warmer Stimme, von der

Anne betroffen wurde, und er versuchte abermals ihre Hände zu nehmen.

Sie war verwirrt. Was wollte Gottfried denn? Er hatte doch das Mädchen aus der Tanzstunde. Sie sah beide oft miteinander gehen. Er brauchte sie also nicht.

Sie wandte sich von ihm ab und ging weiter. Im übrigen war sie nun eingesegnet. Er hätte sie endlich „Sie" nennen können.

4

„Faites attention, mes dames, un, deux, trois!“ Der schmale, französische Tanzlehrer, Monsieur Chopard, stand inmitten des Saales unter dem Kronleuchter. Er hielt die Frackzipfel mit der Hand fest und zeigte eine zierliche Verbeugung, begleitet von einem langsamen, feierlichen Kniebeugen.

So sollte sich eine junge Demoiselle verbeugen, die bei älteren Damen empfangen wird. Die älteren Damen waren die drei Vorsteherinnen, die zu diesem Zweck an der Wand saßen und warteten.

Die Pensionärinnen standen ihnen gegenüber. Sie trugen alle große Schleifen im Haar. Einige hatten diese Schleifen höher, die andern tiefer unter dem Zopf. Ihre Haltung war meist schwerfällig und unbeholfen oder verkrampft. Einige gab es allerdings darunter, die die Anmut, die man hier lernen sollte, von selbst besaßen, und sie mußten es immer denen vormachen, die keine Grazie hatten. Deren gab es viele.

„Encore une fois,“ kommandierte Monsieur Chopard, „vous êtes une jeune dame et pas un grand mobile.“

Anne leidet Qualen in der Schar der „jeunes dames.“ Hände und Stirn sind feucht. Sie versucht es drei-, viermal. Sie hat keine, aber auch gar keine Grazie. Sie hebt den Stuhl auf, bringt ihn zum Zimmer herein, so wie man es tun soll, es ist immer wieder falsch. Sie versucht, sich zu verneigen, aber sie verwickelt sich dabei in ihren

langen Rock und stolpert. Es erscheint ihr, als sei sie noch niemals so oft gestolpert wie in dieser Zeit.

Sie ist jetzt formlos und rundlich wie eine aufbrechende Blüte. Sie weiß mit ihren Gliedern nicht aus noch ein. Man hat ihnen die Bewegungen des Kindes, die jäh und unvermittelt aus ihr herauswollten, genommen, und sie haben noch nicht gelernt, den neuen Anforderungen, die nun an sie gestellt werden, zu gehorchen. Ihr Haar weigert sich, in der angegebenen Form festzubleiben, und ihr Rock ist meist irgendwie verschoben.

Fräulein Cäcilie lächelt. Ihre Stimme ist fein und dünn wie gesponnenes Glas. Ihr Haar liegt seidig um das schmale Gesicht. Ihre Finger haben leise, nervöse Zuckungen. Um ihren Mund klagt es wie ungelebtes Leben. Manchmal kann sie minutenlang die Schar der Pensionärinnen übersehen, bis ihr Blick eine tote Leere bekommt und man verlegen vor ihr verharrt. Man weiß nie, was man mit Fräulein Cäcilie reden soll.

„Liebes Kind," sagt sie dann, als schrecke sie vor sich selbst zurück, und in ihren Worten „Liebes Kind" liegt bei aller Wärme immer das gewohnte Mahnen des Erziehers. Sie lächelt.

„Anne!"

Sie winkt ihr und legt die dünnen, farblosen Finger auf Annes Schulter. „Liebes Kind, du mußt noch sehr viel lernen, du bist vorerst im Leben noch unmöglich. Streich dir das Haar glatt."

Etwas weiter von ihr entfernt sitzt ihre Schwester Olga.

„Kind, Anne, komm zu mir, versuch es vor mir."

Fräulein Olgas Stimme ist laut. Sie überhastet sich stets, wenn sie spricht, während ihr Blick unstet herum sucht und von einem zum andern springt.

„Dein Rock ist zu lang. Er behindert dich, Anne. Siehst du, so, nun noch einmal. Langsam, nicht die Lippen aufeinander beißen, mich ansehen, aber ein freundliches Gesicht dabei machen. So, siehst du, es ging doch schon ganz gut."

Anne lächelte dankbar. Ihr eigener Name schwirrt ihr jetzt schreckhaft im Ohr. Sobald sie ihn hört, überschlägt sie in Gedanken alle ihre etwaigen Mängel. Sie beginnt an ihrem Kleid zu zupfen oder ihr Haar glatt zu streichen. Noch nie ist sie sich ihrer eigenen Unvollkommenheit so bewußt gewesen. Sie erschrickt jeden Tag aufs neue, was für komplizierte Dinge ihr aus hochgestecktem Haar und langem Kleid erwachsen sind. Das hatte sie nicht erwartet. Sie hatte in Büchern über Institute gelesen, und nur an zärtlich schwärmerische Mädchenfreundschaften, tolle Streiche, schnurrige Mademoiselles und altmodische verbissene Vorsteherinnen gedacht.

Aber die Luft dieses Institutes war von einer vornehmen, ernsten Strenge, die sie beklommen machte. Hinter den drei Schwestern eines alten, verarmten Adelsgeschlechtes schwebte eine geheimnisvolle Tragik, und die kleinen, schnurrigen Eigenheiten, die dazu herausforderten, sie im Übermut zu karrikieren, wurden wieder unterdrückt von dem Bann der Zurückhaltung, und der Übermut kam nicht auf, oder wurde nicht laut, weil Anne eher ein Gefühl von schwärmerischer Verehrung für die drei Damen empfand.

Diesen Damen, die fast immer in schwarzer Seide, mit hohen, weißgestärkten Kragen, leise, sehr leise, durch die teppichbelegten Hallen gingen oder plötzlich lautlos während der Arbeitsstunde und in dem Unterricht auftauchten, um eine Weile den Lehrern zuzuhören, und

ebenso leise wie sie gekommen waren, wieder verschwanden, nachdem sie den Schülern beifällig oder mißmutig zugelächelt hatten.

Bei Tisch dann, wenn sie vom Unterricht herüber in den Eßsaal kommen, wird plötzlich ein Name gerufen.

„My dear, you have e bad mark today. I am not content with you."

Und die Angerufene senkt das Haupt und antwortet beklommen:

„Yes, exuse me please!"

Die Schülerinnen sind fast alle aus den Adelsgeschlechtern des Landes, von großen Gütern oder aus alten Offiziersfamilien. Das Wort Tradition schwebte über ihren Häuptern. Fräulein Cäcilie liebte auch diese Schüler besonders, und Anne, die zu den wenigen bürgerlichen gehörte, und die sehr bald gespürt hat, daß sie sich diesen andern unterzuordnen hat, muß es sich gefallen lassen, von ihnen ein wenig geringschätzig behandelt zu werden. Sie weiß, wenn Fremde kommen und das Institut besichtigen, so wird ihr nie die Ehre, vorgestellt zu werden. Mit scheinbarer Gleichgültigkeit gleitet Fräulein Cäcilies Hand über den Raum — „Komteß Marlotti, Baroneß Witzleben, Gerda von Seckendorf, Gustava von der Goltz, Baroneß von Neefe und Obischau, Adele von der Haid . . ." Und mit liebenswürdigem Lächeln fährt sie fort: „Die ganzen Namen können Sie ja doch nicht behalten."

Jeden Nachmittag gehen sie mit der Mademoiselle oder der Miß zwei und zwei in langem Zug in den königlichen Park spazieren. Sie müssen untereinander englisch oder französisch sprechen, und Mademoiselle geht seitwärts immer den Zug ab, um die Gespräche zu belauschen.

„Un tour, ma chère, et pas une tour.“

Sie geht weiter nach vorn.

„Mais vêtir, ma chère, est un verbe irrégulier.“

Mademoiselle hatte immer Not Verbes zu verbessern. Bleiben zwei im Zug zu lange still, weil sie die Stille der französischen Sprache vorziehen, dann hüpft Mademoiselle eilig an ihre Seite, und entdeckt plötzlich Blumen oder Vögel unterwegs.

„Voila, le petit pignon sur la maison!“

Mademoiselle läßt ihre Augen immer umherschweifen und benutzt jede Gelegenheit, Vokabeln zu wiederholen. Die Schülerinnen sagen meist nur „oui“ oder „non.“ Oder sie lächeln gehorsam und rufen sehr verwundert, als hätten sie es eben erst gesehen:

„Oui, c'est un petit pignon.“

Jede Woche einmal fahren sie im Wagen zur Hofoper oder ins königliche Schauspielhaus in die Klassikervorstellung. Sie füllen eine ganze Reihe im Parkett, und ihre großen Festschleifen im Nacken sind weithin sichtbar.

In der Pause müssen sie sitzenbleiben. Sie lesen verstohlen den Text nach, denn sie wissen, daß sie in der nächsten Woche in der deutschen Stunde eine Arbeit darüber schreiben müssen.

Sie sind alle in dem Alter, wo sie für Schauspieler und das Theater schwärmen. Auch Anne. Wenn sie am Nachmittag durch den Park gehen, denkt sie an die letzte Aufführung in der Hofoper, an Lohengrin, dessen Bild sie sich von einer Schülerin aus der Stadt hat heimlich mitbringen lassen und daß sie unter der Wäsche versteckt hält, damit es Fräulein Anna Karoline bei der nächsten Revision nicht findet.

Am Abend sitzen sie an den langen Tischen im Speisesaal und machen Handarbeiten, zierliche Lochstickereien, Häkelsachen und Weihnachtsgeschenke. Fräulein Cäcilie liest vor. Reisegeschichten oder Freitags Ahnen, und in jedem Jahr einmal den Kampf um Rom. Dazwischen werden französische und englische Bücher gelesen: „Sans famille“ oder Kipling „Dschungelbook.“

Das Buch wird reihum gegeben, und jeder muß einmal lesen. Die Wenigsten hören zu, sondern sie schreiben sich unter der Handarbeit in der Stille gegenseitig kleine zärtliche Freundschaftszettel.

Während dem Weitergehen des Buches und der dadurch entstandenen Pause schaut Fräulein Cäcilie von ihrer Lochstickerei auf und sagt:

„Sehr schön.“

Alle Pensionärinnen nicken beifällig.

Wenn es neun Uhr schlägt, wird das Buch zugeklappt und abgegeben. Fräulein Cäcilie holt das Andachtsbuch und liest die Abendandacht vor. Dann setzt sich Anna Karoline ans Klavier und sie singen gemeinsam den an dem Tag fälligen Gesangbuchvers.

Wenn das Lied gesungen ist, gehen sie an den drei Damen vorbei und müssen ihnen die Hand zur Gute Nacht geben.

Mademoiselle und die Miß gehen mit auf die Schlafzimmer und überwachen das Zubettgehen. In zwanzig Minuten müssen sie fertig sein, dann kommt Anna Karoline und löscht das Licht.

„Recht gute Nacht,“ sagt sie, steht noch eine Weile im hellen Zimmer und schaut die Mädchen in den Betten an. Ihr Blick hat etwas traurig Sehnsüchtiges und manchmal tritt sie an eins der Betten, streicht über das

Haar der Darinliegenden, hebt die Hand zu einer Bewegung, als wollte sie den kindlichen Kopf in ihre Hände nehmen, oder sie beugt sich so tief herunter, daß die andern in den Nebenbetten erwarten — nun gibt sie ihr sicher einen Kuß, paßt auf. Aber Fräulein Anna Karoline richtet sich stets hastig wieder auf. Sie lächelt nur unsicher und ihr Gesicht ist rot geworden. Die im Bett Liegende wendet sich verlegen zur Seite.

„Recht gute Nacht," sagt sie noch einmal leiser und verschwindet fast lautlos aus dem Zimmer.

Fräulein Anna Karoline beschäftigt die jungen Mädchen am meisten. Sie glauben, daß sie irgendetwas „erlebt" hat. Denn einmal ist sie vom Garten aus gesehen worden, wie sie an ihrem Schreibtisch sitzend ein Bild, es soll bestimmt das Bild eines Mannes gewesen sein, aus einem der Fächer nahm und es lange ansah. Danach hat sie den Kopf auf den Schreibtisch gelegt, sich das Haar gelöst und es immer mit ihren erhobenen Armen zurückgestrichen.

„Anna Karoline!"

Fräulein Cäcilies Ruf hat sie plötzlich aufgeschreckt, sie hat sich das Haar eilig wieder hochgesteckt und ist mit verweinten Augen herausgekommen.

Das ist etwas über das sie gern sprechen und um dessentwillen sie Fräulein Anna Karoline anders betrachten wie Olga und Cäcilie. Und dann blicken sie neugierig auf den kleinen schmalen Ring, den Fräulein Anna Karoline am Finger trägt.

Über all diesen Dingen verging die Zeit.

Aus den Anstandsstunden wurden Tanzstunden. Es durfte aber nur Polka, Rheinländer und Française getanzt werden. Neue moderne Tänze waren verboten.

Am Ausgang des Winters fand ein Ball mit eingeladenen Kadetten aus der königlichen Kadettenanstalt statt. Die jungen Mädchen sollten es lernen, sich auch in Gesellschaft von jungen Herren zu bewegen.

Die Kadetten waren sechzehnjährig, also etwas älter wie sie.

Vorher fanden Versuchsabende statt. Sie wurden im Empfangszimmer bei Fräulein Cäcilie, die an dem Tag eine Gräfin darstellte, zum Tee geladen. Sie bekamen Titel und Würden zugeteilt. Sie mußten sich „Sie" nennen, wurden einander als unbekannte Personen vorgestellt und mußten sich ganz nach der jeweiligen Dame betragen. Die Rolle der Wirtin wurde gewechselt.

Monsieur Chopard sagte:

Sie dürften nie mit dem Fächer einen Herrn auf die Schulter klopfen und sagen: „Na, mein Lieber." Das sei ganz unfair, einfach ordinär. Sie dürften sich auch nie mit einem Herrn von den anderen Gästen zurückziehen, etwa in den Wintergarten, ins Dunkle. Dabei spreizte er entsetzt alle Finger von sich. Angebotene Zigaretten sollten zurückgewiesen werden.

„C'est horrible pour une jeune fille."

Und Fräulein Olga sagte: Bei Tisch sollten sie nicht soviel essen, sich kleine Stücke nehmen und vor allem erst sehen, ob die Gäste hätten. Sie selbst bekamen vorher im Frühstückszimmer Bratkartoffeln und Marmeladenbrot. Hinterher mußten sie sich die Zähne putzen, daß sie nicht aus dem Munde nach Speise rochen. An der Tafel gab es Geflügel.

Die Kadetten waren alle adlig, und sie waren bei Hofe Page gewesen. Sie kannten die Prinzessinnen und mußten Fräulein Olga und Cäcilie davon erzählen.

„Was hat die kleine Hoheit beim Empfang gesagt? Nein, wie entzückend! Hör' bloß, Cäcilie, wie allerliebst!"

Fräulein Cäcilie war über jede Äußerung der kleinen Prinzessin begeistert. — Nach dem Essen, während des Tanzes, hatten die drei Schwestern sehr viel zu beachten. Sie schwebten unablässig an allen vorbei, gaben Zeichen und Winke, die nur die Beteiligten verstanden.

Am nächsten Morgen fand eine Besprechung über den Verlauf des Tages statt, über gutes und schlechtes Benehmen.

Manchmal kam es vor, daß dann einige Tage später einer der Kadetten eine Ansichtspostkarte an eine Pensionärin schrieb.

Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Eingedenk der himmlischen Stunden im Institut letzten Samstag, erlaube ich mir, Ihnen die besten Grüße zu senden.

Solche Karten wurden nicht mit der übrigen Post ausgegeben, sondern extra, und dabei traf die Besitzerin ein langer prüfender Blick.

„Ich wünsche aber nicht, daß geantwortet wird."

Nein, auch das durften sie nicht.

Aber sie bewahrten solche Karten als einen verheißungsvollen Besitz zu unterst in ihrer Kommode.

Anne war wieder daheim.

Aber wenn sie jetzt durch den Wald ging, oder für Mutter Beeren und Pilze suchte, wenn sie die Dorfstraße entlang zum Krämer lief und die Schulkinder den Postberg heraufkamen, schön zwei und zwei, weil sie wußten, der Kantor sah ihnen aus dem Stubenfenster nach,

bis sie um die Biegung ins Oberdorf herum verschwunden waren — so fühlte sie sich aus etwas herausgestoßen. Sie war nicht mehr wie diese, und sie war doch nichts anderes, was ebensogut gewesen wäre zu sein. Sie hatte Sehnsucht nach der alten Vergangenheit, und sie mußte auf sich achten, daß sie nicht, wenn die Soldaten mit Trommeln und Pfeifen durch den Straßenstaub marschierten, und unten in der Sandgrube abkochten, mit ihnen und den andern Kindern stundenlang über die Landstraße zog.

Mutter hatte recht, sie konnte nicht mehr barfuß gehen und das Mieder unter der Matratze verstecken oder sich mit den halbwüchsigen Dorfbuben balgen. Wozu wäre man denn sonst bei Fräulein Cäcilie im Institut gewesen?

Ja, seitdem war so vieles anders geworden. Ihre wohlumfriedete Kinderwelt war nun auch von außen durchbrochen. Sie war dadurch in neue Kreise gedrängt, und sie stand in ihnen mit einem Gefühl von Leere und Verlassenheit. Man hatte ihr alle Voraussetzungen für ein fertiges Äußere gegeben, aber im Innern war sie hilflos geblieben und ohne Führung auf dem Wege zu sich selbst. Und war dieses Innere nicht viel feiner und wichtiger als die äußere Form? Sie war nicht mehr ein Kind, wie ein Kind sein sollte. Sie trug ja auch schon seit einem Jahr lange Kleider und wurde „Sie" genannt — aber sie war doch noch kein Mensch wie dieses Menschsein war. Und dazu half ihr keiner, konnte ihr keiner helfen, wenigstens Vater und Mutter nicht. In diesem seltsamen Zwischenreich saß die Erwartung, das Bereitsein auf etwas, das kommen würde, etwas Besonderes, das ihr helfen konnte und ein Weg

zwischen der Kindheit und dem Neuen bildete. Sie hatte Sehnsucht. Eine unbestimmte Sehnsucht, die sich nur in Träumen und Bildern auslebte, die ziellos herum suchte, und dann, um etwas zu haben, einmal da und einmal dort haften blieb. Was es war, das war ja ganz gleich, wenn man nur seine Sehnsucht eine Weile daran gestillt hatte.

Und darum war es nötig, daß Remy Raimond kam.

An der Landstraße mit den alten Kastanienbäumen stand zwischen anderen Dorfhäusern das Haus seiner Eltern. Es war ganz unter den Bäumen versteckt. Man sah nur hin und wieder etwas Weißes aus dem Grünen aufleuchten. Wäsche auf der Leine oder das Kleid der Frau des Hauses.

Mittags und abends stieg regelmäßig der Rauch zwischen den Bäumen auf, dann kochten sie dort, oder ein Hund bellte, das geschah immer, wenn der Postbote vor dem Gartenzaun stand.

Am Abend, wenn die Sonne hinter dem Wald gegenüber verschwand, sah man zuweilen im rötlichen Glitzern die Fensterscheiben leuchten. Mehr hatte Anne auch nie an diesem Hause gesucht.

Aber eines Tages zog Remy Raimond, ein Schulkamerad von Georg, mit seinen Eltern in jenes Haus. Sie wußte später nicht mehr zu sagen, von welchem Tag an er ihre Gedanken einnahm, ob schon vor jener Katastrophe, die dann in diesem Nachbarhaus geschah oder später ...

Gegen Abend sah sie ihn oft mit seinen Eltern die Dorfstraße entlang gehen. Der Vater war ein großer, ernst aussehender Mann, in dessen Augen eine tiefe

Schwermut lag, die ihm etwas Müdes und Trauriges gab. Die Mutter war eine zierliche, leicht bewegliche Frau. Und deren Mutter, die ständig bei ihnen lebte, eine weißhaarige, stille Großmutter.

Remy selbst war der älteste von den drei Brüdern. Er war ein hagerer, siebzehnjähriger Knabe mit schlechter Haltung und unfertigen Bewegungen.

Begegneten sie sich am Abend, dann grüßten sie sich mit dem üblichen Guten Abend der Dorfleute. Es kam wohl auch vor, daß Mutter hinterher stehenblieb und ihnen nachsah. „Das ist eine glückliche Familie, alle im Dorf sagen es."

Und dann eines Tages geschah das Schauerliche, was die Familie unauslöschlich mit Annes Leben verknüpfte.

Remy Raimond kam, es mochte in den ersten Abendstunden sein, über die Wiese gelaufen auf das Haus zu. Sie war im Garten und sah ihn sehr erstaunt kommen. Er hatte ein verzerrtes, schreckhaftes Gesicht, und schrie schon von weitem:

„Ist der Herr Professor da, er muß sofort kommen, mein Gott schnell, der Vater, er stirbt, schnell."

Der Atem versagte ihn, und er mußte sich an dem Zaun festhalten.

Auf Annes Antwort hin, der Vater sei in der Stadt, wandte er sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder ab. Und Anne sah, daß er taumelnd über die Wiese zurücklief.

Schon einige Stunden später wußte es das ganze Dorf. Die Leute blieben in Gruppen zusammenstehen, und einer erzählte es dem andern. Remys Vater war tot. Er hatte sich vor den Augen der Frau erschossen. Und das war das Ungeheuerliche. Niemand wußte

warum? Er sei schon lange schwermütig gewesen, sagten die einen, die andern dagegen deuteten leise und heimlich wie etwas Verbotenes die Möglichkeit an, die Frau sei ihm nicht treu gewesen. Aber es war keiner da, auf den ein Verdacht fallen konnte, nichts war in diesem Haus geschehen, und alle die Gerüchte verstummten wieder vor der Trauergestalt der Frau und ihrem Schmerz, den sie zeigte. Vor allen Leidtragenden sprang sie bei der Beerdigung ins Grab, wurde bewußtlos heimgetragen und verweigerte einige Tage lang Essen und Trinken.

Das alles hatte auch für Anne diese Familie in den Mittelpunkt ihrer Gedanken gerückt. Sie träumte jetzt viel von Remy Raimond und sah immer wieder sein qualvoll zerrissenes Gesicht voll auf sich gerichtet. Ja, einmal träumte sie, seine ausgestreckten Hände hätten nach ihr gegriffen.

Dann schlich sie am Tag an den Zaun des Nachbarhauses, um einen Schimmer von den armen unglücklichen Menschen zu sehen. Aber das Haus lag still wie all die andern Häuser. Es trug kein anderes Gesicht. Manchmal sah Anne, wie die Großmutter über die Wiese ging oder einer der Söhne aus dem Garten auf die Straße heraustrat. Begegnete sie Remy, so grüßte er sie, kurz und flüchtig mit einem Neigen seines Kopfes, und sie ging, etwas rascher, sogar verlegen an ihn vorüber.

Es war ein reichliches halbes Jahr später. In dem Stadtwinter waren ihre Träume um Remy Raimond stiller geworden und seine Gestalt war ein wenig verblaßt.

Sie waren wieder in das Sommerhaus gezogen, als

eines Nachmittags Frau Raimond mit Remy, sie hatte das noch nie getan, in den Garten traten, um, wie Frau Raimond lächelnd sagte, eine nachbarliche Visite zu machen.

„Denn ich sehe gar nicht ein, warum wir nicht eine ehrliche Nachbarschaft pflegen sollen, zumal doch Remy und Georg auf einer Schulbank sitzen."

Zu gleicher Zeit wurden Georg und Anne eingeladen am andern Tag zu einer Geburtstagsfeier des kleinen Fredy zu ihnen zu kommen. „Es wäre ja nur um der Kinder willen," fügte sie hinzu.

Sie sprach dann mit Mutter noch dies und das. Währenddem stand Remy abseits an den Zaun gelehnt. Er trug einen ausgewachsenen, grünen, etwas abgetragenen Lodenanzug und einen kleinen Jägerhut. Er hatte dieselben graublauen Augen wie sein Vater, auch dieselben schweren, dicken Augenlider darüber, und den verschlossenen, herben Zug um den Mund.

Er schien Anne kaum zu beachten, oder tat es wenigstens nur seitlich ohne es merken zu lassen. Sie fühlte es jedoch, und das machte sie verlegen. Aber sobald sie hinblickte, sah er fort von ihr, zupfte gedankenlos Grashalme am Wiesenrand und ließ sie durch die Finger gleiten oder kaute an ihrem äußeren Ende.

Als sich die Mütter verabschiedeten, wollte Anne ihm die Hand geben, aber er ließ die erhobene Hand unbeachtet, nickte ihr nur flüchtig zu und zog weiter die Grashalme durch den Mund.

Sie sah ihm nach. Er hatte eine gebückte Haltung. Sein Gang war schwerfällig und langsam. Wie ernst sein Gesicht gewesen war! Anne mußte noch lange daran denken.

Am nächsten Abend ging sie zum erstenmal in das Haus hinüber, in das sie schon so viele Träume hineingesponnen hatte. Man war fröhlich dort und von dem schweren Schicksalsschlag, der es erst vor kurzem getroffen hatte, war nicht's zu spüren. Lampions brannten. Die Frau des Hauses reichte Bowle herum. Alle lachten, sangen und spielten.

In diesem Freudentaumel blieb nur Remy fast unbeweglich mit ernstem Gesicht an einer Stelle stehen. Er hatte die Stirn in Falten gezogen, die seinem Gesicht einen alten und müden Ausdruck verliehen. Manchmal zuckte es leicht und spöttisch um seinen Mund.

Mitunter, wenn Anne sorglos lachend zu ihm aufsah, fühlte sie, daß sein Blick wieder auf ihr geruht hatte, dieser undurchdringliche Blick, unter dem sie dann verstummte und unsicher wurde. Doch plötzlich trat sie entschlossen auf ihn zu und sah ihn ins Gesicht:

„Es ist lustig bei euch," sagte sie.

Er wandte sich zur Seite und antwortete nicht.

„Ist es nicht schön, fröhlich zu sein?"

„Ja, wenn man Grund hat," sagte er kurz.

„Grund?" fragte Anne, und plötzlich schrak sie zusammen und besann sich. Es war nicht viel über ein halbes Jahr, daß man seinen Vater begraben hatte. Alles kam ihr in Erinnerung, was man im Dorf über seine Mutter erzählt hatte, diese Mutter, die jetzt dort auf den Rasenplatz laut lachte und tanzte. Was für eine seltsame Frau war das!

Anne war ernst geworden und schämte sich, daß sie erst jetzt daran zurückdachte.

Sie hatte sich neben ihn gestellt.

„Was feiert ihr denn heute?"

„Fredys Geburtstag. Mutter sagt, das Leben geht weiter und man müßte vergessen lernen.“ Er atmete tief auf. „Als ob das so einfach wäre!“

Anne blieb neben ihm stehen und sah nachdenklich zu Boden. Sie hätte ihm gern etwas gesagt, was in seine Kümmernis, die sie plötzlich verstand, paßte.

Aber sie fand nichts, was sich sagen ließ. Remy wartete wohl auch nicht auf Antwort. Es war schon genug, daß sie zu ihm gekommen war, denn er rückte jetzt beiseite, um ihr neben sich, an dem Baumstamm, an dem er lehnte, Platz zu geben.

„Hier,“ sagte er, „man kann sich anlehnen.“

Von der Wiese aus rief seine Mutter nach ihm. Er solle die Raketen steigen lassen.

Er zögerte einen Augenblick, ehe er ging. Dann sagte er hastig und rauh zu Anne:

„Ich komme aber gleich wieder.“

Anne blickte ihm nach und sah zu, wie er eine Rakete nach der andern anbrannte und mit ernster Miene Frösche und anderes Feuerwerk über die Wiese feuerte.

Sie empfand Verachtung und Geringschätzung für diese Menschen, die vor Freude aufkreischten und lachten. Sie waren plötzlich weit von ihr entfernt, und als Remy zurückkam, sagte sie leise zu ihm:

„Ich mag all die Menschen nicht.“

Remy sah sie an und sie senkte rasch den Kopf unter diesen Blick. Aber er nickte ihr zu.

„Ich mag sie auch nicht. Keiner von ihnen kennt und versteht mich. Und dann setzte er hinzu, so leise, daß es war, als sage er es nur zu sich selber:

„Aber wir zwei können vielleicht öfters zusammen sein.“

Anne sah noch immer zur Seite. „Ja, wir könnten zusammen in den Wald gehen."

Dann schwiegen sie wieder und plötzlich gingen sie auseinander, sie hatten gesehen, daß man auf sie zu achten begann. Sie sprachen auch den ganzen Abend nicht mehr miteinander. Doch als sie sich zum Gutenachtsagen zum erstenmal ihre Hände reichten, hielt Remy ihre Hand länger fest, als es sonst üblich war.

„Auf morgen!" Er nickte ihr zu.

In ihrem Zimmer schlich Anne noch einmal an das Fenster und spähte nach dem Lichtschein hinter den Bäumen.

Dann sagte sie zu ihrem Bruder Georg, der noch neben ihr stand: „Ich glaube, der Remy ist sehr gut."

Am nächsten Morgen sagte Remys Großmutter lachend zu Anne, die nach Remy fragte:

„Nein, was dem Bub manchmal einfällt! Nimmt er mich gestern abend beim Kopf, küßt mich und sagt, wenn er mal eine Frau hätte, die müßte ihn sehr liebhaben!"

Sie gingen zusammen in den Wald. Sie sprachen wieder nicht viel, und was sie sprachen, war kindlich und gering. Aber alles, auch das geringste schien ihnen eine besonders tiefe Bedeutung zu haben.

Von da an gingen sie jeden Tag ihre Spazierwege gemeinsam. Alle die Waldwege, die Anne Sommer für Sommer gegangen, bekamen ein neues Gesicht an Remys Seite. Er sprach nie viel, aber er war froh und leicht neben ihr. Überall suchte er ihre Nähe. Der ernste müde Zug in seinem Gesicht und die Falten auf der Stirn verschwanden dann, und bald war es, als könnte eins nicht mehr ohne das andere sein.

Es folgte ein ganzer Sommer von verhaltener Seligkeit. Das war jetzt ein Leben im Dorf geworden, ein Überschwang und eine ewige Festfreude. Wagenfahrten wechselten mit weiten Wanderungen, Mondscheinpartien und Picknicks im Walde. Dazwischen lagen sie auf den Waldhöhen in der Sonne und vergaßen die andere Welt.

Anne ist zwischen seinen und ihren Brüdern das einzige Mädchen.

„Es muß schön sein, eine Schwester zu haben," hatte Remy gesagt. „Ich habe nie eine Schwester gehabt."

Und dabei hatte er die Hände ein wenig nach ihr ausgestreckt und seine Arme erhoben.

Er könnte doch auch Schwester zu ihr sagen, so wie die Brüder, hatte Anne gesagt. Aber als Remy es wirklich sagte: „Meine liebe kleine Schwester," da hatte das Wort einen andern Klang bekommen. Schöner wollte es Anne scheinen.

Am Abend sitzt sie mit den Brüdern bei Raimonds. Großmutter muß ihnen Karten legen. Sie versteht allerhand Wahrsagereien und geheimnisvolle Künste.

„Da liegt der Herzbube, und er liebt dich und ist dir nah, und ihr werdet einander bekommen, wenn ihr nur ausharrt."

„Ohmie ist das auch wirklich wahr?"

Annes Herz klopft laut und schnell. Sie hält ihre Hände und drückt sie gegen die Brust. Ihr Kopf ist weit vorgebeugt.

Das ist ganz gewiß und nun die Probe!

Ohmie beginnt geheimnisvoll abzuzählen, aufzudecken und wegzunehmen.

„Es ist ganz gewiß. Ich möchte fast sagen, er ist dir nah. Ihr seid zusammen. Ich weiß gar nicht, stimmt denn das? Ja, natürlich."

Sie hebt die Karten aufs neue. „Ihr seid schon zusammen. Wie seltsam."

Sie macht ein erstauntes und sehr beschäftigtes Gesicht.

„Nun, mir," sagt Remy, der dabei steht und ernsthaft zuhört.

Sie sagt ihm geduldig dasselbe. Sie versteht so gut, alles in die Karten zu legen, beide durch die Karten wissen zu lassen, was sie bewegt und was sie sich selbst nicht eingestehen.

Anne ist gern mit dieser Ohmie zusammen. Sie versucht immer unauffällig das Gespräch auf Remy zu bringen. Ohmie verrät ihr, daß er ihr abends beichtet, wie lieb er Anne hätte.

Dann zittert Anne vor Freude. Aber sie antwortet möglichst gleichgültig überlegen, während sie fortschaut, um keinen ansehen zu müssen.

„Er ist wirklich sehr nett. Ich mag ihn auch gern, den Remy, sehr gern," setzt sie wohl noch hinzu, aber mehr vermag sie nicht zu sagen.

Eines Tages sind sie mit den andern in den Wald gegangen, um Beeren zu suchen. Sie sind vom Wege abgekommen und sehen die andern nicht mehr. Irgendwo in weiter Ferne klingt noch ein fernes, suchendes Hallo. Sie antworten nicht. Sie sind ganz allein in den weiten ruhigen Wäldern und unter den hohen Stämmen. Sonnenflecke spielen zwischen ihnen und die Augusthitze liegt flimmernd über der Heide.

Anne ist es, als hätte sie den Nachmittag im Walde, all die hohen Farnkräuter an den Wegen, mit den hohen

Schirlingbüschen dazwischen, und die ganze rotleuchtende Heide noch nie so feierlich und voll Erwartung gesehen wie heute.

Sie legen sich nebeneinander mitten in die Waldkräuter hinein. Sie liegen eine Weile still und schweigsam und streichen die Kräuter mit den Händen.

„Nun werden sie uns vermissen und denken, wir sind absichtlich seitwärts gegangen."

„Sollen sie doch. Es geht keinen etwas an, was wir tun."

Remy liegt auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf und schaut sie an. Sein Blick ist seltsam verschleiert, und sie zuckt zusammen. Dann schweigen sie wieder.

Die Insekten summen um die Waldbäume. In der Ferne hört man das gleichmäßige Schlagen einer Axt und die Stimme einer Amsel.

Annes Seele und Sinne sind dürstend geöffnet. Sie warten. Auf was warten sie? Remy tastet mit seinen Händen durch das Heidekraut zu ihr hin.

„Meine liebe, kleine Schwester!" sagt er leise.

„Ja," antwortet Anne und ihre Stimme bebt ein wenig.

„Meine liebe, kleine Schwester".

Sie hat nach seiner Hand gefaßt.

Da klingt ein Ruf durch den Wald, laut anschwellend zerreißt er die Stille, und ein Mensch taucht vor ihnen am Waldesrand auf. Sie springen verlegen in die Höhe und sehen sich ratlos an.

„Wir müssen zu ihnen," sagt Anne hastig.

Das klingt traurig und kleinlaut.

„Immer zerbrechen sie das, was schön ist," sagt Remy enttäuscht.

Er wendet sich zum Gehen und Anne folgt ihm müde und traurig nach.

Es war Winter geworden. Ein schöner, klarer Winter mit Schlittenbahn und Rauhreif. Es war Weihnachten und Ferienzeit. Anne war mit Georg zu Raimonds eingeladen worden. Remys Mutter hatte das ganze Haus voll Besuch. Sie brauchte seit dem Tod ihres Mannes Menschen um sich. Sie konnte nie genug bekommen. Menschen, die sie kaum kannte, lud sie ein. Es war wie ein Rausch bei ihr, so, als fürchte sie sich allein zu sein.

So war auch zu jener Zeit ein junger fünfundzwanzigjähriger Maler in diesen Kreis gekommen. Es war ein junger, rothaariger, unangenehmer Mensch. Aber trotz dieser Eigenschaften wurde er von Remys Mutter besonders bevorzugt, und er spielte sehr bald den Herrn im Hause.

Die andern fühlten unbewußt, mit ihm war ein Riß in ihre Fröhlichkeit gekommen. Etwas Unklares lag dazwischen, was keiner nennen konnte. Er besaß eine spöttische, überlegene Art, und besonders Remy und Anne begegnete er mit unablässiger Neckerei, aber einer Neckerei, die häßlich und unschön war.

Am Morgen, wenn Frau Raimond in der Küche zu tun hatte, dann saß er stets bei ihr und sprach auf sie ein. Am Nachmittag, wenn sie alle zusammen in die Berge zum Schlittenfahren gingen, blieb er mit ihr zurück, und er versicherte am Abend, er hätte die andern überall gesucht und es sei rücksichtslos von ihnen, davonzulaufen.

Remy wurde von Tag zu Tag schweigsamer. Sein Gesicht bekam einen verquälten leidenden Ausdruck. Besonders in der Nähe des Malers konnte es hart und abweisend sein. Anne fühlte, er war in Not. Sie begann ihn mit doppelter Herzlichkeit zu umgeben. Aber

auch vor ihr war er jetzt abweisend. Das machte sie scheu und unsicher.

„Vielleicht," dachte sie, „vielleicht hat er mich nicht mehr so lieb wie im Sommer."

Sie ging dann wohl auch in ihrer Not so weit, daß sie Ohmie um Rat fragte.

„Oh," sagte diese, „Remy hat dich noch genau so lieb, erst gestern habe ich dein Bild unter seinem Kopfkissen gefunden. Du mußt sehr lieb zu ihm sein, unser armer Remy," fügte sie hinzu.

Anne sah, daß sie Tränen in den Augen hatte.

Sie fühlte, es ging etwas vor in diesem Hause. Etwas war geschehen, was sie noch nicht übersah, und was man auch nicht aussprechen konnte.

Und wenn sie jetzt am Abend abseits von den andern, auf der Bank am Ofen neben Remy saß, dann ergriff sie scheu und zögernd seine Hände, behielt sie und strich leise darüber hin.

„Meine liebe, kleine Schwester," konnte er dann wieder leise sagen, als seien das die einzigen Worte, und als fände er keine andern.

In diesen Nächten weinte Anne oft, weinte plötzlich vor Sehnsucht und Liebe zu Remy laut auf.

Zur selben Zeit hing in der Stube ein kleiner Mistelzweig von Weihnachten her. Jeder, der darunter stand, durfte geküßt werden. Von dieser Freiheit wurde viel Gebrauch gemacht.

Nur Remy und Anne mieden diesen Zweig mit ängstlicher Scheu. Eines Nachmittags standen sie dennoch unversehens unter ihm. Ein lautes Hallo der anderen machte sie aufmerksam. Niemals hätten sie sich jetzt in

dieser Stunde, des Zweiges wegen vor allen andern zu küssen vermocht.

„Aber dummer Remy," rief eine Stimme ihm zu.

„Hoho," sagte der Maler spöttisch. „Die zwei haben den Zweig auch nicht nötig."

Remy war flammend rot und trat vor ihn hin. „Ich dächte, Sie hätten allen Grund zu schweigen." Er sagte es hart und streng mit einer Stimme, die Anne noch nie an ihm gehört hatte.

Eine erschrockene Stille trat ein, während Remy hastig das Zimmer verließ.

„Mein Gott," unterbrach seine Mutter das ängstliche Schweigen. — „Remy ist übertrieben empfindsam und fängt an albern zu werden."

Anne war ihm nachgegangen. Er saß im Garten auf einem Holzstoß und malte mit seinen Füßen Figuren in den Schnee.

„Remy," sagte Anne, „wollen wir zusammen in den Wald gehen, fort von hier."

„Ja," sagte er müde. „Weit fort" und er legte eine einzige, kurze Sekunde seinen Kopf an ihre Schulter.

Es war das erstemal, daß das geschah. Ein Zittern durchlief Anne. Sie wagte nicht zu atmen und verharrte still neben ihm.

Dann stand er auf, zog den Schlitten aus dem Schuppen, und sie schritten, hinten am Haus den verschneiten Pfad entlang, nach den Bergen zu.

Der Wald trug schweigend seine schwere Schneelast. Der Himmel war grau und tief, so, als sänke er sich jede Minute hernieder, um alles einzuhüllen.

Wortlos waren sie auf die Höhe hinaufgestiegen. Dort setzten sie sich nebeneinander auf den kleinen Schlitten

und sahen nachdenklich und bekümmert über die weiten Schneefelder ins Böhmerland.

„Jetzt wünschte ich mir," sagte Remy, „ich brauchte nie mehr zu den Menschen ins Tal hinab, sondern wir zwei könnten hier bleiben oder zusammen in die weite Welt gehen, irgendwohin, wo keine Menschen sind. Es ist soviel Schmutz, Gemeinheit und Treulosigkeit überall."

Sie erschrak vor seinen Worten.

„Es ist aber doch auch soviel Schönes und Gutes auf der Welt."

„Schönes? Ja, was man in sich trägt. was man ganz allein für sich hat, das kann manchmal schön sein. Das andere zerstören die Menschen und machen es häßlich."

„Alles?" Anne sah ihn traurig erschrocken an.

Er nahm ihre Hand und legte sie in die seine. „Nein, alles nicht." Dann, nach einer Weile des Schweigens, während er von ihr fort in die Felder hineinsah, hub er schwer und mühsam wieder an:

„Aber was nützt uns das! Wir können nie mehr zusammen sein, denn ich muß doch nun weit fort von hier. Nichts von dem, was ich hoffte, wird geschehen. Denn, wir haben kein Geld mehr. Ich muß eine Stellung annehmen, und alles ist aus."

Und stockend und mühsam begann er zum erstenmal mehr zu erzählen. Er sagte ihr, daß die Mutter das ganze Geld verbraucht hatte, daß sie sogar Schulden gemacht habe. Seine Pflicht aber wäre es für die Brüder zu sorgen. Denn das sei das letzte gewesen, was er den sterbenden Vater versprochen hatte, für die Brüder und für die Mutter, setzte er leiser hinzu. — Aber für die Mutter müsse er wohl nicht mehr sorgen. — Er hielt erschrocken inne:

„Was ist mit der Mutter, Remy?“ fragte Anne scheu.

„Die Mutter,“ sagte er traurig, „braucht mich nicht mehr. Ich störe sie nur, weil ich sie an das erinnere, an was sie nicht erinnert sein will.“

Sein Kopf war geneigt. Seine hagere Gestalt war hilflos zusammengesunken. Sie hätte so gern die Arme um ihn geschlungen. Ihr ganzer Körper lebte in diesem Verlangen. Aber eine unüberwindbare Scheu hielt diese Arme zurück und verschloß ihr das Wort im Munde, was sie ihm sagen wollte.

Die Dämmerung kam herein. Es begann zu schneien, und die Flocken fielen auf sie nieder. Sie saßen noch immer nebeneinander, Hand in Hand. Es war, als hätten sie verlernt, sich zu regen. Sie froren auch nicht. Erst, als sich ein eisiger Wind erhob, standen sie auf und schritten zu Tal.

Als sie heimkamen, hatte man begonnen, die Kerzen des Tannenbaumes noch einmal anzuzünden. Das Klavier spielte. Die Stube war ausgeräumt, man begann zu tanzen.

In dem Augenblick aber sah Anne etwas, was ihr den Atem benahm. Durch die geöffnete Zimmertür sah sie den roten, langen Maler in dem halbdunklen Treppenraum stehen, an seinem Halse hing Remys Mutter. Sie küßten sich, wieder und wieder. Erschrocken blickte sie zu Remy herüber. Er hatte die beiden auch gesehen, aber er war weder erschrocken noch erstaunt, sondern er schien das längst zu kennen, und sah nur schmerzlich zur Seite.

Jetzt verstand sie, was sie dunkel geahnt hatte. Das war das Schicksal, was über diesen Menschen lag. Sie zitterte an allen Gliedern und verließ die Stube. Sie

schloß die Haustür auf und trat ins Freie. Tränen stiegen ihr in die Augen.

Da fühlte sie sich von hinten leise umschlungen. Remy war zu ihr getreten, zog ihren Kopf an seine Schulter und hielt ihn mit beiden Händen fest.

„Du solltest es nie erfahren."

Es war das erstemal, daß er sie „Du" nannte.

„Remy," sagte sie weinend und ergriff hilfesuchend seine Hände.

„Es sind nicht alle in der Welt so schlecht."

Die Tränen traten auch ihm in die Augen.

„Nein," sagte er weich, „alle nicht."

Er strich ihr behutsam immer wieder über das Haar.

Die Nacht war kalt und sternenklar. Sie standen an die Hauswand gelehnt, Körper an Körper. Aus dem Zimmer klangen die Takte des Tanzes. Sie hörten das Lachen und Scherzen, aber sie weinten zusammen.

Kurze Zeit später war der öffentliche Skandal da. Es wurde bekannt, daß Frau Raimond mit dem jungen Maler ein Liebesverhältnis hatte und mit ihm in leichtfertiger Weise das Geld der Kinder verbrauchte.

Annes Mutter verbot ihren Kindern jeden Verkehr in dem Hause. Das war hart, aber sie verstand es nicht besser.

Anne lief jetzt straßenweit, um Remy zu begegnen. Sie versuchte ihn auf den Schulwegen zu treffen, aber er war bis ins Tiefste verletzt und zog sich voll Scham und Schmerz von allen zurück, und aus diesem Schamgefühl floh er auch vor ihr.

Traf sie ihn, so war es doch nie mehr wie auf dem Dorf bei ihren einsamen Wegen. Sie standen in irgendeiner Seitenstraße, gingen einige Schritte gemeinsam,

aber er war kurz und verquält. Nur manchmal hielt er ihre Hand länger fest und sie sah traurig in sein ernstes, verbittertes Gesicht.

Des Nachts in der Dunkelheit sprach sie mit ihm, faßte sich Mut, ihm zu sagen wie sie ihn liebte. Sie träumte sich aus, sie ginge zu ihm und sagte ihm, daß sie ganz zu ihm gehörte und mit ihm alles tragen wollte. Aber am Tag, in seiner Nähe, legte sich doch immer wieder der Bann der Befangenheit über sie, und sie vermochte es nicht, das erste Wort der Liebe zu sagen. Dadurch aber schien es, als entglitten sie sich mehr und mehr. Ja, allmählich sprach sogar eine Stimme in Anne: Er hat mich nicht so lieb, wie ich geglaubt habe. Denn sonst käm' er doch und sagte mir alles.

Es war Vorfrühling geworden. Das Sommerhaus war bereits bezogen, und Anne sah sehnsüchtig nach dem Nachbarhaus hinüber, das ihr nun verboten war. Sie wußte von Georg, daß Remy in einigen Tagen reisen würde und die Schule schon verlassen hatte.

Da hörte sie eines Nachmittags die Gartentür gehen, und als sie aufsah, kam Remy den Pfad entlang.

„Ich wollte nur Lebewohl sagen, denn nun werde ich reisen."

Seine Stimme war unfrei, und er wußte nicht recht, was er weiter sagen sollte. Er sah auch kaum auf dabei.

Aber alle im Haus begegneten ihm mit Herzlichkeit, Annes Mutter hielt ihn sogar lange an der Hand und wünschte ihm alles Gute. Sie redete zuversichtlich und tröstend auf ihn ein.

Er war unruhig und abwesend. Seine Augen sahen traurig und bittend auf Anne.

Anne war ebenso unruhig und traurig wie er. Nun soll ich ihn hier vor all den andern zum letztenmal sehen, dachte sie. Und ihn Lebewohl sagen für lange, sehr lange Zeit. Das quälte sie und brachte sie dem Weinen nahe.

Als er gegangen war, folgte sie ihm darum allein bis an die Gartentür.

Er blieb stehen und sah sie dankbar an. Hastig ergriff er ihre Hände und preßte sie an sich, so stark und fest, wie er noch nie getan hatte, und als wollte er sie nie mehr loslassen.

„Morgen nachmittag bei den Tannen oben," sagte er schnell. „Ich habe noch so viel zu sagen. Und ich möchte, daß mich ein Mensch hier nicht vergißt und an mich denkt."

Er brach ab. Seine Lippen bebten. Er hielt noch immer ihre Hände.

Anne sah ihn an und zitterte ein wenig.

„Ich komme," sagte sie. „Ja ich komme!"

Es war ihr dabei als erwachte alles, was verhalten und scheu zwischen Scham und Zweifeln in ihr gelebt hatte. Nun endlich, endlich! Das war der einzige Gedanke.

Am Nachmittag des nächsten Tages stand Anne an der versprochenen Stelle im Walde. Der Frühling war jung, und die Moose und Büsche an den Seiten der Wege waren feucht. Mit einem leisen, summenden Lied trank sie die ganze Frühlingswärme. Sie war lind und weich und tat ihr wohl. Ihr war froh zumute.

Nun würde Remy kommen. Hinter all diesen Wegen sah sie schon sein Gesicht. Hier hatten sie oft gesessen, dort den Waldweg waren sie zusammen gegangen. Alles ringsum sprach von Remy.

Dort in der Höhle hatten sie einmal mit den Brüdern gespielt. Das war schön gewesen, aber es lag weit zurück, und jetzt würde etwas kommen, was viel schöner war.

Anne hob die Arme und breitete sie aus. Sie lächelte glücklich, und sie sah zwischen den Tannen hindurch und lauschte auf jedes Geräusch.

Aber kein Schritt erklang.

Warum kam er nicht? Sie begann unruhig zu werden. Die Stunde war lange vorüber. Ein Kuckuck rief aus der Ferne. Sie hörte von der Kirchenuhr aus dem Dorf sechs volle Schläge. Die Sonne verschwand hinter den Bäumen. Sobald aufklingende Schritte nahten, schrak sie zusammen. Aber die Schritte verloren sich wieder im Walde und gingen an ihr vorüber. Was war geschehen? Voll Angst lief sie ins Dorf zurück. Sie stand ängstlich wartend vor dem Nachbarhaus, aber dann klinkte sie zögernd die Klinke auf.

Ohmie saß im Zimmer und nähte. Sie war allein.

„Ohmie," fragte Anne stockend, „was war mit Remy. Wo ist er?"

Die alte Frau sah überrascht auf.

„Remy mußte doch plötzlich schon mit dem Frühzug fahren. Er bekam ein Telegramm. Weißt du das denn nicht? Er war doch bei dir."

„Bei mir?"

Annes Körper begann zu zittern, und sie hielt sich an dem Türrahmen fest.

„Ja, ich sah ihn heute morgen zu euch gehen. Aber vielleicht hat er den Mut nicht gehabt, es dir zu sagen, kleine Anne."

„Ja, ja, vielleicht," sagte Anne zögernd, „ja, vielleicht."

Die alte Frau streckte die Arme nach Anne aus.

„Sei nicht traurig! Er war so arm und unglück-lich . . ."

Anne wandte sich ab, um die Tränen zu verbergen. Sie stand noch immer unter der offenen Tür und hielt sich an ihr fest.

„Anne," rief die alte Frau, „kleine Anne . . ."

Anne blickte auf und versuchte zu lächeln, aber sie fühlte dabei die ganze große Hoffnungslosigkeit und Leere, die sich ihr plötzlich aufgetan hatte. Sie kehrte sich wortlos um und ging wie eine Schlafende aus dem Haus heraus. Sie wußte ja nicht, daß dieser Remy den ganzen Morgen zusammengesunken, den Kopf in die Hände gestützt, lange, lange Zeit unter ihrem Zimmer gesessen hatte, schwerer und bekümmerter wie sie selbst es ahnen konnte. Sie hörte auch nicht, daß Ohmie mit der guten, weichen Stimme noch hinter ihr sprach und sie halten wollte. Ihr Gesicht war seltsam verzogen und wie verhangen. Ihr Kopf war vornüber geneigt. Ihre Arme hingen schlaff an dem Körper herunter. Die Hände waren geöffnet.

Sie ging über die Wiese den schmalen Weg zurück und wieder in den Wald hinein. Sie irrte ziellos unter den Tannen umher.

Sie wollte nichts wissen. Kein Wie und Warum. Nicht denken!

Er war ohne Abschied fort. Das war genug und tat weh.

Jetzt aber, Anne, wo dein Kinderschicksal vor mir liegt, wo ich versuchte, es noch einmal in seinen Zusammenhängen zu überschauen, und seine bunten Freuden, Schmerzen und Kümmernisse nachfühlte, nun zaudere ich, ob es wesentlich genug war, erzählt zu werden.

Es ist nichts Ungewöhnliches!

Wir sind alle einmal Kind gewesen. Wir sind alle die gleichen Wege gegangen, und wir haben die Welt vom Kinde aus gesehen. Nur die Quellen, an denen wir trinken, die Augen, mit denen wir sehen, die Ohren, mit denen wir hören, sind verschieden.

Es ist immer dasselbe Lied, das in unendlichen Variationen durch die Welt geht. Namen und Persönlichkeiten sind Nebensache, denn in der nächsten Generation wechseln sie.

Die Kindheit ist in diesem Weltenlied der hellste und zarteste, der froheste und süßeste Ton, aber sie bildet nur die Brücke, über die wir in das Leben schreiten.

Es gibt Menschen, die sehnen sich ihr Lebenlang nach ihr zurück, wie nach einem entschwundenen Paradies. Andere aber verlieren sich auf ihren Wegen soweit davon, daß sie sie nicht mehr verstehen. Klein und unbedeutend, nicht der Rede wert, erscheint ihnen die Welt des Kindes. Sie lächeln darüber, mit der unerträglichen Erhabenheit ihrer Würde.

Es handelt sich nur um ein Kind, denken sie. Es ist nicht so wichtig und bedeutend.

Beides aber ist töricht und falsch.

Weder für die einen noch für die andern habe ich diese, deine Geschichte erzählt.

Ich habe sie denen erzählt, denen ein Kind ebenso wichtig ist, wie sie sich selbst sind. Die in ihm die große Menschwerdung spüren, und sie anerkennen als ein Wirken Gottes.

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Schriften von Lisa Tetzner

Soeben erschienen:

Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag. Band I (Die Märchen des 1.—181. Tags). Reich illustriert v. Maria Braun. Leinen M 15.—

Dieses Handbuch ist das erste Weltmärchenbuch der deutschen Familie und für die Jugend von 8—12 Jahren bestimmt. Es ermöglicht jeder Mutter, an jedem Tag des Jahres ihren Kindern ein Märchen zu erzählen, das sie nicht kennen. Der Stoff ist so gruppiert, daß Tier-, Wald- und Naturmärchen auf den Sommer, Menschenschicksale und Abenteuer auf den Winter gelegt sind. Die bekannten Märchen der Kinderstube, wie die von Grimm u. a. sind grundsätzlich nicht aufgenommen worden. Lisa Tetzner hat mit feinstem Verständnis für die Kinderseele ihre Auswahl aus den im gleichen Verlag erschienenen „Märchen der Weltliteratur" entnommen. Ihr Buch war nur durch diese Vorarbeit des Verlages möglich. Die schwäbische Künstlerin Maria Braun geht wieder den Weg naiver Volkskunst und wird ebensolches Aufsehen erregen wie seinerzeit Ernst Kreidolf. Der zweite Band erscheint 1927.

Vom Märchenerzählen im Volke. 10. Tsd. Br. M 1.50

Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen. 5. Tausend. Br. M 1.75, Pappband M 2.50

Im Lande der Industrie zwischen Rhein und Ruhr. 5. Tsd. Br. M 3.—, Halbleinen M 4.—

Das erste Wanderbuch wurzelt im Thüringer Boden, die Spielmannsfahrten entstanden im schwäbischen „Ländle", und das dritte führt uns, wie schon der Titel sagt, ins Rheinland. Man denkt an Eichendorffs Taugenichts bei der Schilderung ihrer Natur- und Menschenerlebnisse.

Thomas Mann: Wahrhaftig, das ist reine, unverfälschte Romantik, deutsche Seele, ohne jeden nationalistischen Pferdefuß.

Martin Rockenbach: Lisa Tetzner besitzt Wissen, Liebe und Mitgefühl und hat genug Tiefe im Herzen, die Buntheit der Wandertage Reim, Blüte und Frucht, wirkliches „Erlebnis" werden zu lassen. So klingen auch ihre Bücher. Schlicht und anspruchslos, aber menschlich unvermittelt und frisch in Ton, Bild und Bewegung spielt ihre Rede. Gral

Friedrich Düsel: Was sie aus ihren Wandertagen heimbringt, ist wieder so voller frischer Naturfreude und herzhaftem Volkssinn, daß man unermüdet mit ihr wandert durch Dörfer und Städtchen, zu Pfarrer, Schulheißen und Dorfpoeten, am liebsten aber in die Schulstuben, wo sie, eine moderne Scheherezade, die Blond- und Braunköpfe um sich sammelt, um ihnen ihre Geschichten zu erzählen. Westermanns Monatshefte

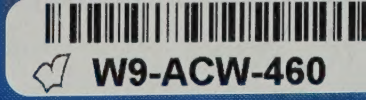
Deutsches Rätselbuch. Aus alten u. neuen Quellen. Mit Zeichnungen von Maria Braun. Br. M 2.50, Halbleinen M 3.50

Hans Benzmann: Niemand anders war mehr dazu berufen, als Lisa Tetzner, die volkskundige Märchenerzählerin, diese alten Schätze an Volksgut, an Poesie, Witz und Weisheit zu sammeln. Und so ist ihr schön gedrucktes, mit scherzhaften Bildern ausgestattetes Buch ein Volks- und Familienbuch im besten Sinne geworden. Deutsche Allgemeine Zeitung

Eugen Diederichs Verlag in Jena

25.10.2010 20,-
1878

Herbert Schramm
Leverkusen-Schlebusch
Humperdinckstr. 15


W9-ACW-460